Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

1849

oder

Des Königs Maienblüthe.

Historischer Roman aus der Gegenwart

von

Franz Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Grimma & Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1850.

1849

oder

Des Königs Maienblüthe.

Zweiter Theil.

Ich habe nur ein Vaterland — das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Theile angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastieen, in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland stets groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und Beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter, zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden.

Aus einem im Jahre 1812 vom Staatsminister Herrn v. Stein geschriebenen Briefe.

Die Charwoche, die Vorläuferin des fröhlichen Auferstehungsfestes, das überall auf Gottes Erdenreiche eine wirklich herzerhebende Feier ist, wenn auch nicht gerade im symbolischen Sinne, war fast zu Ende, der nächste Tag sollte den Ostersonntag bringen und deshalb regte sich's auch geschäftig in allen Familien, um das Fest der Erfüllung würdig zu begrüßen, denn mit demselben blüht die Hoffnung auf schönere Tage auf, das Leben wird rühriger und frischer, die Brust erweitert sich, von draußen her aus der wunderbaren Gottesnatur legt sich Freude und Zuversicht vertraulich an das Menschenherz und das lebendige, saftige Wiesengrün, was tröstend und augerquickend einwirkt, ist gleichsam der Anker, auf den sich Aller Hoffnungen stützen. Von Außen kommt der Glaube, die Hoffnung, die Liebe und die Dreie sind fruchttragende Saamenkörner, die in der Menschenbrust keimen und Wurzeln schlagen, welche, das Leben verschönernd, reiche Früchte bringen.

Am letzten Abend der Charwoche trat der Unteroffizier Paul Werner in eins der unansehnlichen Häuser an der Viehweide ein.

Ein etwas heiseres „Herein!“ klang ihm aus einer Wohnung daselbst entgegen.

„Guten Abend, Meister Ehrenberger.“

„Ei schönen guten Abend, Herr Werner, schönen guten Abend. Das ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie uns heute noch besuchen. Na, setzen Sie sich, guter Herr Werner, setzen Sie sich. Stehen doch nicht etwa auf dem Sprunge, schon wieder fortzulaufen? Das wäre was Schönes — die Gustel wird bald fertig sein mit dem Gefäßscheuern und heraufkommen, meine Alte muß auch bald wieder da sein, ist nur zum Fleischer gegangen, um zu morgen ein Pfündchen Fleisch zu holen — ’s ist ja morgen erster Ostertag und da muß man doch auch ’mal hoch leben. Rindfleisch mit Gräupchen, Herr Werner, wenn Sie unser Gast sein wollen — he?“

„Danke schön Meister Ehrenberger — danke schön — ich esse morgen bei meinem Vater.“

„Na freilich, da wird’s wohl ein unschuldiges Nierenbrätchen oder sonst was Gutes setzen — kann mir’s schon denken, der Herr Vater ist kein so armer Schlucker wie unser Eins.“

Der Unteroffizier schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich glaube, das ist eben das Unglück, daß es mei-

nem Vater immer so ergangen ist, daß er nie Hunger und Kummer gefühlt hat.“

„Hm, weiß schon, was Sie sagen wollen, Herr Werner. Der Herr Vater gehört nicht zu denen, die des Magens wegen demokratisch geworden sind, wie mein Nachbar, der Richter. — Na, lassen wir das, ’s ist nicht angenehm von derlei zu reden. Mich verlangt’s nur, zu wissen, wo das einmal hinaus will?“

Eine kurze Pause trat ein, dann fragte Werner:

„Nun, wie läßt sich denn der Emil bei seinem Lehrherrn an?“

„Bis jetzt ist Meister Feurig mit dem Jungen ganz zufrieden, habe erst vorgestern mit ihm deswegen gesprochen, er lobt den Emil, wäre artig, paßte ungeheuer auf und ehrlich wie Gold. Sehen Sie, Herr Werner, das thut einem armen Manne wohl, wenn er sein Fleisch und Blut so estimiren hört. Der Emil ist ein guter Junge, bei mir ist er nicht verwöhnt im Essen, der Brotkorb hat ihm nie unter, immer eine Elle über der Nase gehangen und ein rühriges Blut ist’s auch, das muß ich sagen. Herr Gott, wenn ich d’ran denke, wie bodenlos arm wir waren, ich krank, die Mutter krank, kein blutiger Pfennig im Hause, die beiden Kinder unsere einzigen Pfleger und Winter dazu — wenn da nicht so wunderbar geholfen worden wäre! — Herr Werner, da lernt man erst recht Gott erkennen und wenn ich jetzt an diese Trübsalszeit zurückdenke, da sage

ich wohl: „ich bin ein armer Mann,“ aber gleich hinterher fällt mir der Spruch ein: „Gott hat geholfen, Gott hilft noch, Gott wird weiter helfen.“ Und das muß wahr sein für jetzt und für alle Zeit.“

Meister Ehrenberger, der so redete, war ein armer Schneider, sein größter Reichthum seine Rechtschaffenheit und seine beiden Kinder, Emil und Gustel. Die Armuth, die oft so leichten Kaufes an der Ehrlichkeit rüttelt und manch’ redliches Herz zur Schlechtigkeit verführt, hatte bei ihm, der ergebungsvoll trug, was ein hartes Geschick ihm auferlegte, keine Aenderung seines Wandels hervorbringen können. Wie so manchmal ein Sonnenblick des Glückes in das nachtumdüsterte Leben der Armen fällt und den Glauben an einen barmherzigen Vater im Himmel in ihren von bittern Sorgen und Kummer gequälten Herzen wieder kräftigt und vor’m Sinken bewahrt, so auch hatte Meister Ehrenberger in seiner größten Noth sich eines solchen Sonnenblickes zu erfreuen gehabt, der jetzt noch, nachdem vier Jahre seit jener Zeit vorüber waren, segensvoll fortwirkte.

Wir führen dem Leser eine Episode aus dem Leben dieses armen Mannes vor, welche er mit vollkommenstem Recht eine Trübsalszeit zu benennen pflegte und der er sich immerdar erinnerte.

Vor vier Jahren sah es recht traurig bei den Ehrenbergers aus; der Mann hatte so schlimme Augen und litt zugleich am Wechselfieber, daß, da von Ersparniß trotz

aller Entbehrung nie hatte die Rede sein können, die Armuth immer fühlbarer um sich griff, und da sich der Mann schämte, um Almosen zu bitten, ein Stück seines Hausraths nach dem andern in alle Welt wanderte, um ihm und den Seinen nur das elende Leben zu fristen. Vom Arbeiten war gar keine Rede; erstens hätte der augen- und fieberkranke Mann jede Bestellung, seiner Unfähigkeit wegen, derselben zu entsprechen, von der Hand weisen müssen, zweitens schien es auch, als ob für ihn alle Arbeit aufgehört hätte, denn Niemand betrat in der Absicht seine Wohnung, ihm Arbeit anzubieten; seine Kundschaft, fast eben so arm als er, schien ausgestorben oder gar nichts mehr von Kleidung zu bedürfen. Um das Unglück voll zu machen, erkrankte seine Frau, welche sich einem Zugwind ausgesetzt hatte, so sehr, daß sie wie gelähmt an allen Gliedern das Bett nicht mehr verlassen konnte und unerträgliche Schmerzen erlitt.

Der Winter, der Feind aller Armen, steigerte das häusliche Elend der Ehrenbergerschen Familie — oft, sehr oft mußten sich die armen Kinder hungrig zu Bett legen und die Kälte in der selten und wenig geheizten Wohnung verursachte ihnen Husten und fast immerwährendes Beben des Körpers.

Weihnachten war im Anzuge; Emil sagte: „Wenn ich Glück habe, werden wir auch gute Feiertage haben, Vater," und machte sich eifrig an's Verfertigen von Pflaumenmännern und Knecht Ruprechts, denen er goldpapierne

Kleider machte und großmächtige Bärte von Watte. Zu dieser kleinen Industrie — der Knabe war etwas über zehn Jahre alt — hatte ihm eine alte Jungfer, die mit in dem Hause wohnte und der er in seiner Offenherzigkeit seinen Plan, etwas verdienen zu wollen, vertraute, einen ganzen Thaler geliehen. Gustel, seine vierzehnjährige Schwester, empfing von ihm ein Drittel von diesem Fond und kaufte dafür kleine Puppenköpfe; sie verfertigte Puppen, zu denen sie die Zuthat von einer mitleidigen Schulfreundin geschenkt erhielt. Freilich war das Alles nur Abfall von Zeugrestern, der höchstens für den Lumpenkasten noch zu brauchen war, indeß Gustel gab sich alle Mühe und nähte mit größter Geduld Fleckchen an Fleckchen, zuletzt wurden höchst buntausstaffirte Puppen daraus.

Der Christmarkt, die sehnliche Hoffnung aller Kinder wohlhabender Leute, war diesmal auch für Emil eine sehnlich erwartete Zeit. Der arme Junge hatte an einer Straßenecke ein niedres Tischchen, auf dem seine Pflaumenmänner und Knechte Ruprechts mit Ruthen unter'm Arm prangten und über denselben an einem Bindfaden an zwei Holzstäbchen ausgespannt, hingen Gustels buntscheckigen Puppen. Hinter dem Tische stand ein niedriger Tragkorb, umgestülpt den Boden nach oben gedreht, er diente dem kleinen Verkäufer, der, um vor der tief eingreifenden Kälte sich nur in etwas zu schirmen, in einen ausgewaschenen, defekten Teppich sich gehüllt hatte, zum Sitz. Ohne Unterlaß rief der arme von Frost gebeutelte Junge: „Im=

mer 'ran, 'ran, 'ran! wunderschöne Knechte Ruprechte und Feuerrüpel, spottbillig — kaufen Sie mir was ab, guter Herr, bestes Madamchen — 's wird Sie nicht gereuen, hab' sie Alle selber gemacht."

Die ersten paar Tage machte sich's erträglich mit der kleinen Industrie und wenn auch halbtodt vor Kälte, kam der arme Junge doch Abends um zehn Uhr mit einigen Groschen Profit zu Hause, man hatte ihm vielleicht mehr aus Barmherzigkeit als aus Verlangen nach dem Besitz seiner Industrieerzeugnisse abgekauft. Aber der vierte Tag schien ein vollkommner Unglückstag für Emil, das Wetter schlecht, die Kälte schneidend, ein arger Wind blies durch die Straßen. Als Abends Gustel mit einem Kännchen dünnen Kaffee und einigen Stückchen trocknem Brot zum Zubiß zu Emil kam, erfuhr sie die sehr niederschlagende Kunde, daß heute die Menschen auch gar keine Augen weder für seine, noch ihre Industrie gehabt hätten. „'S sieht schlecht aus, Gustel; wenn's so fortgeht, werden wir auch zum Feiertagen nicht einmal trockenes Brot haben," sagte der Junge, „ich kann nicht dafür."

Gustel weinte still in ihre Schürze. Sie hatte sich so sehr gefreut, der Mutter einmal ein Labsal, eine Semmel zum Kaffee geben zu können, als — Christgeschenk.

„Ja, 's ist traurig, aber wir sind nicht schuld; Vater'n würde einmal eine Kanne Bier zum Feiertagen recht gut geschmeckt haben und ein Prieschen Tabak, — seit 's uns so schlecht geht, hat er auch kein Löthchen mehr

in die Dose gekriegt. Herjes! ich möchte nur wissen, ob's den reichen Leuten, die so drinn sitzen in Kuchen und Butterzöpfen (Christstollen), wie der dicke Bäcker bei uns draußen, immer so wohl ist, als wie uns, wenn wir einmal ein paar Groschen haben!"

„Mich friert recht, Emil," sagte das Mädchen, „und Dein Licht wird auch bald ausgehen."

Die letzte Bemerkung war für den kleinen Verkäufer sehr niederschlagend.

Er sagte sehr kummervoll: „Na, dann haben wir Feierabend für heute — und ich habe keinen Pfennig, um ein anderes Licht zu kaufen." —

Jetzt folgte eine Pause zwischen den Geschwistern, sie hatten sich Beide auf den umgestülpten Korb gesetzt, sich ganz nahe an einander geschmiegt und die defekte Decke, welche früher den Knaben allein umhüllt hatte, mußte jetzt für Beide langen. Emil blies oft gewaltig in die frosterstarrten Hände und rief zuweilen sein gewöhnliches: „Immer 'ran, 'ran, 'ran!" aber in dem Ton seiner Stimme lag große Muthlosigkeit.

Und so Mancher schritt vorüber, der zu Hause ein warmes Zimmer, warmes Abendbrod und Freunde fand, ohne die beiden armen Geschwister zu beachten.

„Gustel," sagte der Knabe nach einer langen Weile, „wenn Du eine Prinzessin wärst und ich ein Prinz, da säßen wir nicht hier und guckten uns die Augen aus, ob Jemand was von unsern hübschen Sachen braucht."

„Gewiß nicht,“ antwortete das Mädchen.

„Herjes! das wäre 'n Spaß, wenn wir morgen früh als Prinz und Prinzeß aufwachten,“ lachte der Knabe. „Weißt Du, Gustel, was ich machte? ich kaufte allen armen Jungen auf dem Striezelmarkt (Christmarkt) ihre Pflaumenmänner ab, dann müßten wir in einer warmen Stube sitzen, Vater, der immer so sehr friert, weil er seinen Rock versetzt hat, kriegte den wieder und müßte mit der Mutter und uns einen ungeheuer langen Kaffee trinken und — wenn wir Prinz und Prinzeß wären, könnten wir das auch — ein Stück Christstollen, so recht mit Zucker bestreut, dazu schnabeliren. Möchte doch wissen, wie so ein Dings schmeckt — wir haben noch keinen gegessen, Gustel, nicht wahr?“

„So lange wir leben noch nicht, das können blos reiche Leute.“

„I nu, Gustel, wenn wir Prinz und Prinzeß wären, da könnten wir es schon 'mal versuchen. Denk' doch nur, da wäre ja der König unser Vater und das ist ein reicher Mann. Glaubst Du denn nicht, daß, wenn der König wüßte, daß wir so blutarm wären, zu Hause frieren und hungern, Vater und Mutter krank sind und wir unser Bissel Sachen versetzt haben — der uns hälfe? er soll 'n seelensguter Mann sein. Aber freilich, der weiß von so 'n paar armen Würmern, wie wir sind, kein Wort — wer soll's ihm auch sagen?“

Der Knabe fühlte sich einige Sekunden später leise

an der Schulter angetippt. Er drehte sich um und sah einen langen Mann hinter dem Korbe stehen.

„Wollen Sie vielleicht einen schönen Knecht Ruprecht mir abkaufen, bester Herr? lasse ihn spottbillig — 's ist Handkauf für heute."

Bei den letzten Worten seiner Frage fühlte der Knabe etwas in seine aufgehobene Hand gleiten; der Mann, dessen Gesicht er in dem Duster des Pfenniglichtes nicht einmal hatte recht erkennen können, entfernte sich augenblicklich und verschwand, um die Ecke biegend, schnell aus den Augen Emils, der ganz betroffen nachguckte und endlich rief: „Herjes, was war denn das?"

„Was denn?" fragte Gustel.

„Nu, der Herre — der — er hat mir was gegeben — dreh 'mal 's Licht 'rum — Herjes, ein Geldstück — acht Groschen — Gustel — acht Groschen!"

„Das ist mehr als ein Achtgroschenstück — solches Geld haben wir noch gar nicht gesehen. Wer war denn das?"

„Ja, weiß ich's denn?" entgegnete der Knabe, „'n guter Mann war's gewiß. So viel Geld uns zu schenken — Gustel, ich bin ganz dumm vor Freude."

Ein Mann trat an den dürftigen Kram heran und kaufte mehrere Pflaumenmänner, Knechte Ruprecht und einige Puppen. Er fragte, wer sie wären, wo sie wohnten? Emil berichtete getreulich und zeigte ihm das zum Geschenk erhaltene Geldstück, ihn nach den Werthe desselben fragend.

„Ein Gulden ist das — zwanzig Neugroschen."

„Ach, du lieber Gott!“ riefen beide Geschwister erstaunt, „so reich sind wir noch nie gewesen! Der gute Herr soll auch recht gut schlafen,“ sagte Emil, „mit dem muß der liebe Gott ein Einsehen haben, dem muß er's wohl gehen lassen auf Erden und im Himmelreiche.“

Und Gustel weinte vor Freude.

Die Freudenthränen der Armuth sind köstlicher denn alle Perlen in den Kronen der Könige dieser Erde.

Wie Unglück immer mit einander kommt, so auch die Freude. Als die beiden Geschwister einige Stunden später nach Hause gingen, Emil mit dem Korb auf dem Rücken und darüber den Tisch gesetzt, waren sie sehr wohlgemuth, denn ganz wunderbar hatte sich's noch in den paar kurzen Stunden mit dem Verkauf gemacht. Am nächsten Morgen empfing Mutter eine Semmel zum Frühstück und Vater ein Löthchen Schnupftabak. Denselben Tag kam auch der Mann, der ihnen gestern abgekauft und den Werth des geschenkten Geldstücks erklärt hatte, in die Wohnung Ehrenbergers, sagte, er sei von Jemand geschickt und solle über ihre Verhältnisse sich erkundigen, dann als Ehrenberger ihm über seine Lage Alles mitgetheilt hatte, bestellte der Mann, daß beide Geschwister übermorgen, zum heiligen Abend, sich um sechs Uhr Abends bereithalten sollten, er werde sie zu einer Christbescheerung abholen.

So groß auch die Freude war in der armen Familie, so groß war aber auch der Kummer hinsichtlich ihres Schicklichkeitsgefühls, denn die Kinder hatten eben keine

Wahl hinsichtlich ihrer Kleidung, die sehr, sehr ärmlich war. Der Mann erschien pünktlich zur sechsten Stunde am Weihnachtsabend und bebend vor Erwartung, was ihnen zu Theil werden sollte, folgten ihm die beiden Geschwister.

„Herjes, das ist ja 's königliche Schloß — sollen wir denn da hinein?“ fragte Emil erschrocken, als ihr Führer in das Hauptportal desselben auf der Schloßgasse einbog.

„Freilich,“ war die Antwort.

Jetzt ging's in den großen Schloßhof und da eine Wendeltreppe hinan.

„Mir wird Angst und Bange,“ flüsterte Gustel ihrem Bruder zu, „wo werden wir nur hinkommen?“

„Ja, ich weiß nicht — na, was Böses kann uns hier wohl nicht passiren, der König wohnt ja auch hier.“

Sie wurden in ein Zimmer geführt, wo bereits schon fünf andere arme Kinder sich befanden. Der Gustel war aller Muth gefallen, sie zitterte an allen Gliedern, der Emil war etwas beherzter, obwohl ihm auch sehr schüchtern um's Herz war. In solch' einem großen Zimmer und noch dazu so erleuchtet und dabei so mollig warm, waren sie im Leben noch nicht gewesen.

Endlich, sie hatten über eine halbe Stunde gewartet und sich gänzlich durchwärmt, kam ein Lakai und deutete ihnen an, ihm zu folgen. Nachdem sie ein paar Zimmer durchgangen, öffnete ihr Führer eine Thüre und unwillkürlich rief Emil: „Herjes!“

Aus dem geöffneten Gemach drang blendender Lichterglanz in ihre Augen.

Ein mit Lichtern reich besteckter großer Tannenbaum stand auf einer mit weißem Tuch bekleideten Tafel — das Gemach schien mit Tageshelle übergossen, denn aus den großen von der Decke bis zum Fußboden reichenden Spiegeln drang der reiche Kerzenschein des Tannenbaums wie ein Meer von lauter Glanz zurück. Die armen Kinder stehen wie angewurzelt und werden noch befangener, als aus dem Gemach ihnen eine Stimme zuruft: „nur herein!“

An der Tafel steht ein Mann in braunem einfachen Rocke — das ist der König, derselbe, der zuweilen unerkannt den Christmarkt durchwandert und den armen, kleinen Verkäufern, die so sehr frieren, eine milde Gabe in die erstarrten Hände drückt. An der andern Seite der Tafel steht seine erhabene Gemahlin, die erste Marie des Landes, die Wohlthäterin der Armen. Unweit von ihr lehnt ihre königliche Schwester, auf den Arm ihres Gemahls, des Prinzen Johann, des Königs Bruder. Und die Söhne und Töchter dieses erhabenen Ehepaares eilen den armen Kindern entgegen und führen die vor Befangenheit gänzlich Willenlosen an die Tafel, wo für Jedes mit dem Namen des Empfängers bezeichnete Geschenke liegen. Das ist eine Freude! nicht geräuschvoll und lärmend, sondern tief im Kindesherzen empfunden.

„Nun, hat's der König nicht erfahren, daß Ihr so

arm seid und der Hülfe bedürft?“ fragt der Mann im einfachen braunen Rocke zu Emil tretend.

„Herjes! ...“ Dem Jungen stockt das Wort auf der Zunge, das ist gewiß der mildthätige Herr von letzthin Abend.

„Nun, der König hat Dir und Deiner Schwester bescheert, damit ihr euch zu Hause des Christkindes erfreuen könnt — ihr braucht nicht erst Prinz und Prinzessin zu werden, um in einer warmen Stube zu sitzen und ein Stückchen Christstollen zum Kaffee zu essen.“

Jetzt ist's klar — Alles klar, der Wohlthäter hat das Gespräch der armen Kinder belauscht und Emil fragt ganz schüchtern und leise: „Der gute Herr ist am Ende wohl der Herr König selber?“

„Sonst, ja — heute aber ist's ein Anderer, Einer der aller Könige König ist und dessen Geburtsfest wir feiern in fröhlicher Erinnerung.“

Und wie die Geschwister nun zu Hause kamen, Jedes von ihnen hatte einen großen Handkorb voll Geschenke, da ward erst die Freude recht laut aus dem Herzen herausdringend — ein herrlicheres Weihnachten hatte die arme Familie Ehrenbergers noch nie gefeiert. Außer Geschenken für die Kinder, daß sie sich warm kleiden konnten, und Christstollen, Aepfel und Nüsse, lag für den alten Meister ein Funfzigthalerschein in einem versiegelten Billet, nebst einer Anweisung auf Holz.

Der Ehrenberger faltete die Hände in tiefer Rüh-

rung und ganz unwillkürlich ging ihm das treue Lied „den König segne Gott“ über die Lippen, die kranke Frau im Bette und die beiden Kinder sangen es inbrünstig mit — das war ein fröhlicher, gottgesegneter Weiheabend zur Weihenacht. Und als ob wirklich mit diesem Königssegen das Glück zu den Ehrenbergers gekommen sei, so besserte sich's auch sichtlich bei ihnen. Der arme Meister und sein Weib gesundeten wieder, er konnte wieder arbeiten und seine Kunden, die ganz ausgestorben schienen, meldeten sich auch wieder. Gustel mußte ihm in der Arbeit beistehen, damit sie den Lohn für einen Gesellen ersparten. Emil war nun vierzehn Jahre alt und ein Tischlermeister hatte ihn unentgeltlich in die Lehre genommen. Paul Werner, durch Zufall mit der nun achtzehnjährigen Gustel bekannt geworden, fand sich bald als öfterer Besucher der Familie ein; er hatte dem Ehrenberger erklärt, daß er seine Tochter heirathen würde, sobald er, da er auf Anstellung diene, einen Posten bekommen habe. „Die Gustel ist ein blutarmes Mädchen, bedenken Sie sich das wohl, Herr Werner,“ hatte der Alte ihm eingeworfen. Paul Werner war ein zu ehrenhafter Charakter, der sich nie eine Täuschung eines armen aber rechtschaffenen Mädchens erlaubt haben würde.

Wir schließen diesen Abschnitt und zwar mit der Bemerkung, daß die in demselben geschilderte Weihnachtsepisode aus dem Leben der armen Familie Ehrenberger, auf W a h r h e i t beruht, der wir nichts weiter beigefügt ha-

ben, als das nöthige Gewand der Erzählung im Romantone.

Frau Ehrenberger kam zu Hause, sie freute sich, Werner zu finden, denn, wie sie sagte, würde das ihrer Gustel mehr Freude machen, als wenn ihr Jemand zu den Osterfeiertagen das schönste Kleid geschenkt hätte. Das arme Mädchen habe sich mit dem Gedanken gequält, ihr Werner sei durch irgend etwas beleidigt worden, was ihr ganz unbewußt sei, und deshalb weggeblieben.

„Nein, nein, das ist nicht so — Dienstgeschäfte hielten mich ab, nichts Anderes.“

„Jetzt kommt sie,“ sagte die Mutter.

Gustel trat rasch ein, sie schien sehr ängstlich zu sein. Daß sie ihre Arbeit unten im Hofe nicht beendet habe, zeigte sich in ihrem aufgeschürzten Rocke.

„Ach, der Paul!“ rief sie überrascht — „und wie sehe ich aus! Sieh mich nicht an, Paul.“

„Jedenfalls ist Dein Arbeitsanzug ehrenvoller als das reich ausgeputzte Ballkleid mancher Dame, die aus Furcht, die Zartheit der Händchen zu verderben, nichts in der Wirthschaft anrührt,“ antwortete Paul. „Darum bist Du mir lieb, weil Du arbeitest.“

Nach einigen Wechselreden, die sich auf sein langes Wegbleiben bezogen, er hatte sich vier ganze Tage lang nicht bei Ehrenbergers sehen lassen, fragte der Alte:

„Du sahst ja ganz echauffirt aus, Kind, als Du eintratest, was war denn los?“

„Bei Richters hinten ist wieder gräßlicher Spektakel, der Mann muß betrunken sein, er flucht und wüthet mörderlich. Der Fritze, sein Junge, sagte gestern: mit dem Vater wär's gar nicht mehr auszuhalten, der sei jetzt ordentlich verrückt geworden. Wenn nicht bald Republik würde, da ging der Vater drauf vor Aerger.“

„Das ist ein Unglück bei den Leuten!“ bemerkte der Ehrenberger — „ein großes, großes Unglück, denn der böse Geist der Trunkenheit und des Aufruhrs sitzt da mitten drinn.“

„Ach, Sie meinen den Handarbeiter, der das Logis hinten im Hofe hat?“ fragte Paul.

„Freilich, den. Er wohnt bald anderthalb Jahre hier. In der ersten Zeit ging es ganz gut, der Mann hatte Arbeit und verdiente, da er fleißig war — ich glaube, er arbeitete in einer Art Fabrik — an drei Thaler die Woche. 'S ist freilich ein Unglück, die Frau ist ihm krank, hat lange, lange Zeit niedergelegen; natürlich, das greift ein — weiß ja, wie es bei uns gewesen — jetzt ist's wieder besser mit ihr, kann doch wenigstens herumgehen, von Verdienen ist natürlich noch keine Rede, da ist sie zu schwach dazu. Nun kam die politische Geschichte im vorigen Jahre (1848). Die steckte den Mann an, er führte graußliche Reden, die Freiheit hatte ihm den Kopf verdreht. Mit seinem Arbeitsherrn kam er in Streit eben wegen der Politik, verlor die

Arbeit bei dem und mußte sich nun nach welcher umsehen. Natürlich gings nun mit dem Verdienst zurück, die Zeit war für Arbeitsuchende ungünstig, Niemand ließ was machen, 's ist ja jetzt auch noch kein Haar besser. Statt drei Thaler Wochenverdienst kaum die Hälfte, das ist ein Schlag für eine Familie, das Elend riß recht ein. Wir haben selbst nicht viel, aber die Gustel hat manchmal ein Tellerchen Kartoffelstückchen zu der armen Frau hinter getragen, die am allerschlechtesten bei dem politischen Wahnsinn ihres Mannes wegkam, denn aus Aerger fing er an zu trinken und machte dann zu Hause fürchterlichen Lärm. Dreiviertel Jahre Miethe ist er schuldig, der Wirth getraut sich gar nicht, ihm aus dem Logis zu verweisen, aus Furcht, wenn die Partei ja zum Siege kommt — der Richter ist beim Vaterlands- und beim republikanischen Verein — daß sie ihm 's Häusel demoliren. Um den Jungen, den Fritze, ist's Schade, — so klein die Krabbe auch noch ist, er wird wohl gegen eilf Jahre alt sein — so ist er doch mit Haut und Haaren ein Freiheitsbruder, redet immer von Republik, natürlich er hört nichts Anderes vom Vater."

Paul Werner, der in der entworfenen Schilderung, in so weit sie die politische Richtung der Handarbeiters betraf, viel Aehnlichkeit mit dem wilden republikanischen Treiben seines Vaters fand, wies sich etwas verdüstert. Die Grundsätze seines Vaters waren ihm ein Greuel und er lebte in Sorge, daß ein Zeitpunkt heranrücken könne, der den Uebermuth dieser Partei zum Höchsten treiben und sie

zu einem Ausbruche mit gewaffneter Hand verleiten dürfe. Die Möglichkeit, daß er dann hinsichtlich seiner Berufspflicht seinem Vater und seinem Bruder als Feind entgegenzutreten gezwungen sein werde, machte ihm tiefen Kummer und dieser Gedanke wich nicht aus seiner Seele, um so mehr, als er überzeugt war, daß Vater und Bruder auf eine Art in das jetzt noch in stiller Verborgenheit waltende Getriebe der Umsturz bezweckenden Partei verwickelt seien, welche, wenn der Sieg ihnen treulos war, für ihre Zukunft auf die traurigste Weise entscheidend sein müßte.

Frau Ehrenberger, die unterdeß hinausgegangen war, trat jetzt ein und sagte zu ihrem Mann: „Vater, geh doch mal' 'nüber zu Richters, die Frau weint, und der Mann flucht und wettert, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Hast ja manchmal schon Ruhe drüben bei den Leuten gestiftet durch vernünftiges Zureden, vielleicht gelingts heute auch wieder. Der Fritze muß nicht da sein — ich höre und sehe ihn nicht. Herr Gott, er wird den Jungen doch nicht etwa todtgeschlagen haben, so einem Betrunkenen ist Alles zuzutrauen.“

„Sei doch kein Kind, Mutter — das ist dem Richter seine beste Tugend, daß er den Jungen wie seinen Augapfel lieb hat, trotzdem, daß es nur sein Stiefkind ist. Aber hinübergehen will ich, schon der armen Frau willen. Der muß man beistehen.“

„Ich begleite Sie,“ sagte Paul.

„Gut so — das bringt den Richter vielleicht ein Bischen in Respekt, kann gar nicht schaden. Kommen Sie mit, Herr Werner.“

In der That war bei Richters ein arger Lärm.

Der Mann rief einmal um's andere: „Tausend Million Donnerwetter sollen drein schlagen, wenn ich nicht Herr in meinen vier Pfählen sein soll. Keine Menschenseele hat mir was zu befehlen, ich bin eben so gut ein Herr wie jeder König und Kaiser und scheere mich den Teufel um andere Leute, was die denken und thun.“

„Aber Georg, ich bitte Dich um Gotteswillen, schrei nur nicht so, die Polizei kann's ja hören und kommt herauf.“

„Um 'runter zu fliegen!“ fiel Richter seiner Frau ins Wort — „straf mich Gott, das wäre mir so gerade recht, wenn ich einen Policisten unter die Fäuste kriegte, der vergäße das Spioniren auf immer und ewig. Jetzt 'raus, ohne Umstände 'raus, was hast Du in dem Kasten, daß Du so erschrackst, wie ich kam? Bin ich Dir vielleicht zu republikanisch, daß Du mich bei Seite schaffen willst — he?“

„Herr Jesus, so 'n Gedanke!“ weinte die Frau.

„Weg da — weg! zum Teufel weg!“ schrie Richter — „ich will sehen, was in dem Kasten ist!“

Mit diesen Worten schleuderte der betrunkene Mann seine Frau, die den Kasten beschützen wollte, so unsanft bei Seite, daß sie mit der Stirn an die Ofenecke flog und eine breite Schramme, mit Blut unterlaufen, davon trug.

Die Ursache dieses Spektakels war eine höchst einfache. Der Mann kam erhitzt vom Brantweingenuß vor Kurzem zu Hause, seine Frau hatte sein Kommen nicht gehört, sie knieete vor einem Kasten, in dem die traurige Wäsche der Familie ihren Platz hatte. Sie war ganz vertieft im Anschauen eines Gegenstandes und erst als der Mann schon in der Thür stand, wurde sie seine Anwesenheit inne. Sie konnte einen ungeheuern Schreck nicht verbergen, ließ das, was sie so vertieft angeschaut, in den Kasten fallen und schlug den Deckel rasch zu. Natürlich mußte das dem ohnehin in der Aufregung des fremden Geistes, der ihm innewohnte, sich befindenden Mann auffallen, noch mehr ihre entschlossene Weigerung, ihn den Kasten öffnen zu lassen — und der Streit zwischen Beiden entbrannte bald zu einem fürchterlichen Lärm.

Wüthend warf der Mann die defekte Wäsche in die Stube, endlich fand er unten am Boden, in einen blauen Leinwandflecken eingewickelt, etwas von einigem Gewicht. Er riß es heraus und entfernte den Linnenfleck. Sein Erstaunen war sprachlos, er hielt eine goldene Kette mit einem Medaillon in der Größe eines Dreipfennigstückes in der Hand.

Die Frau rang die Hände.

„Tausend Teufel, was ist das?“ schrie Richter — „mach’s Maul auf, Christel — was ist das? Woher hast Du das? von wem? Was? hier ist Gold — denn das ist jedenfalls Gold — und wir nagen am Hungertuche? Das

Donnerwetter soll Dich erschlagen, Weib — Du bist ein saubres Stück, hahahaha! Wem gehört's? — 'raus mit der Sprache oder ich ....."

„Es gehört nicht unser, drum habe ich es auch so wohl verwahrt."

„Das ist gar nichts gesagt — gar nichts. Wem ist das, ich will's wissen! Willst Du wohl das Maul aufmachen?"

Die harte Faust des Mannes schüttelte die Frau so unsanft, daß sie laut aufschrie.

„Sagst Du's nicht? he, sagst Du's noch nicht?"

„Nein, schlag mich lieber todt, Du Unmensch — ich sag's nicht — ich kann's nicht sagen, denn das wäre eine Todsünde, die ich beginge. Ich hab's auf ehrliche Weise — und unser ist's nicht, mehr brauchst Du nicht zu wissen und mehr sage ich Dir auch nicht."

Die Hartnäckigkeit der Frau steigerte den Zorn des Trunkenen zu einer grenzenlosen Wuth. Er mißhandelte sie und wollte sie eben zur Thür hinaus werfen, als Ehrenberger und Werner herein traten und diese Absicht vereitelten.

„Ach, um Gotteswillen Herr Nachbar, schützen Sie mich vor meinem Mann, er bringt mich um's Leben!" schrie die Frau, sich hinter die Beiden flüchtend.

„Was will denn der Commisbrotritter bei mir?" rief Richter — „he? was wollen Sie hier? Marsch hinaus — auf der Stelle oder ich bringe Sie ohne Lokomotive hinaus!"

Paul schritt ohne ein Wort zu verlieren, auf ihn zu und faßte ihn so hart an der Brust an, daß Richter zu der Erkenntniß kam, er habe keinen Schwächling vor sich.

„Keinen Mucks mehr oder Sie sollen den Commisbrotritter kennen lernen!“ sagte Paul dann.

Richter wand und sträubte sich entsetzlich, indeß die Uebermacht seines besonnen-ruhigen Gegners brachte ihn endlich zu einer Art Ruhe.

„Aber was haben Sie denn, Nachbar Richter? Mein Gott, wie können Sie nur solch einen Heidenlärm mit Ihrer Frau anfangen? — Das ist ja ein seelengutes Weib, das kein Wasser trübt,“ sagte Ehrenberger.

Richter brach in ein wüthendes Gelächter aus. „Das ist prächtig, daß Sie sie noch loben!“ rief Richter — „was würden Sie denn machen, wenn Sie so zufällig in einen Kasten voll schmutziger Wäsche kommen und finden so'n Dings drinn und die Frau will's nicht sagen, wo sie's her hat, wem's gehört? He?“

„Was denn für'n Dings?“ fragte der Schneider.

„Da, betrachten Sie sich's 'mal. Ist's denn nicht eine Sünd' und Schande, wir haben oft Hunger im Leibe, daß wir kaum einschlafen können, und hier im Kasten versteckt hat die Frau Gold — denn das ist jedenfalls Gold, so viel versteht unser Eins och.“

Richter gab Medaillon und Kette an Ehrenberger, der mit Paul sie betrachtete. Die Kette an und für sich war nicht lang, blos einmal um den Hals zu legen, das Me-

daillon, welches daran hing, trug auf einer Seite die drei in eins verschlungenen Symbole von Glaube, Hoffnung und Liebe, auf der andern Seite einen Blumenkranz, in dessen innerer Runde ein Engelsköpfchen sich zeigte. Die Arbeit an diesem Medaillon war getrieben oder gestampft nach technischem Wortgebrauch.

„Ja, Frau Richter, da sagen Sie's doch, woher Sie das haben? — Gestohlen haben Sie's nicht, das wissen wir wohl, da kennen wir Sie zu gut. Warum verschweigen Sie's denn ihrem Manne?“ redete Ehrenberger der Frau zu.

„Es soll verkauft werden,“ sagte die Frau, in einen Thränenstrom ausbrechend — „er soll mir nicht nachsagen, daß er habe darben müssen und ich das Mittel, unsern Hunger zu stillen, im Kasten gehabt hätte. Es soll verkauft werden. Der liebe Gott wird mir's verzeihen und .....“ Thränen erstickten jedes weitere Wort. Dann sagte sie zu dem Nachbar Ehrenberger: „Verkaufen Sie es, Herr Nachbar, oder lassen Sie Ihre Frau oder die Gustel damit zum Goldarbeiter gehen. Wenn ich auch aus dem Hause könnte, so kann ich's doch nicht verkaufen, in solch einem Anzuge; würde man mich für eine Diebin halten und Gott ist mein Zeuge, daß ich das“ — sie deutete auf Medaillon und Kette — „auf ehrliche Weise habe.“

In dieser armen Familie war wohl noch nie ein Streit um irgend ein Werthstück gewesen und in der That

war es etwas Auffallendes, daß die Frau dasselbe trotz der wahrhaft erbarmungswürdigen Lage nicht angegriffen, im Gegentheil ängstlich verwahrt hatte. Der große Schmerz, den sie darüber empfand, es jetzt um ihrer häuslichen Ruhe willen veräußern zu müssen, war erschütternd. Es mußte irgend ein Geheimniß mit diesem Medaillon in Verbindung stehen, welches die Frau so fest verschwiegen hielt.

„Das ist eine seltsame Geschichte," sagte der Ehrenberger — „man weiß hier nicht recht, was man dazu sagen soll. In Ihrer Lage freilich, da wär's ganz unvernünftig, wenn Sie Gold im Kasten haben und es nicht in's Geld setzen wollten, das sieht Jeder ein, aber .... na, Nachbar Richter, reden Sie doch, was soll denn damit geschehen? Ich verstehe mich auf Goldgeschichten ganz und gar nicht, dergleichen sind bei uns unsichtbare Dinge, aber wenn's wirklich gutes Gold ist, da sollte man denken, müßte wohl ein hübscher Groschen Geld dafür abfallen. Für Sie wäre das eine große Hilfe. Der Fritze soll jetzt mit Brodzwieback gehen und 's fehlt dem Jungen nicht mehr als Alles dazu — und Sie ...."

„Tragen Sie den Bettel zum Goldschmied, ich leide ihn keine Stunde in meinen vier Pfählen. Fort damit. Bin ich nicht werth zu wissen, was es damit für eine Bewandtniß hat, mag's auch beim Teufel sein. Hm, das wäre schön, wir möchten uns in eine Essigfabrik ansiedeln, daß der Magen bei uns immer zusammengezogen ist und hier hätten wir Gold, um unsern Hunger zu stil-

len! Der Teufel soll da drein schlagen! Das Geld geben Sie aber mir, Herr Nachbar, das bitte ich mir aus."

Die Frau saß still im Winkel und verlor kein Wort weiter.

„Nun, da nehm ich's mit," sagte Ehrenberger, es einsteckend — „freilich während der Feiertage, da können wir's nicht umsetzen, erst nachher, soll dann aber gleich geschehen, — verlassen Sie sich darauf."

Der Fritze kam mit einem Gebund Holz, das er beim Viktualienhändler geholt hatte.

„Was ist denn hier los?" fragte er erstaunt. „Die Mutter weint? Was ist denn, Mutter?"

Der Anblick des Knaben schien auf die Frau einen wahrhaft convulsivischen Eindruck zu machen, sie schloß ihn mit ungemeiner Heftigkeit in die Arme, obwohl sie sonst ein sehr sanftes Gemüth war.

„Ach, mein Kind — mein Kind — Du armer, armer Junge!" rief sie und wieder hemmte ein Thränenstrom einen weiteren Herzenserguß.

„Ist Vater wieder grob gewesen?" fragte Fritze — „das ist keine Kunst, grob zu sein, das kann Jeder," fuhr der Knabe entrüstet fort — „die Mutter ist krank und schwach, der Vater sollte sich was schämen, so häßlich zu thun. Wenn ich nur ein Bischen größer und ein paar Jahre älter sein werde, da will ich schon für die Mutter arbeiten, nachher ist's was Andres, der Mutter lasse ich nischt zu Leide thun." —

„Halt's Maul, Range!“ schrie der Mann — „oder ich erschlag' Dich! jage Euch alle Beide aus dem Hause, schöne Gesellschaft! Die Mutter und ihr Goldsöhnchen — solche Bagage könnte ich brauchen!“

„Wenn der Vater so muthig thut, helfe ich ihm nicht mit Republik machen. Das ist meine Mutter, der lasse ich nischt thun, da muß der Vater mich erst todtschlagen!“

Dieser kurze, von Seite des Mannes mit Wuth, von des Knaben Seite mit Unerschrockenheit und einer edlen aufopfernden Liebe für seine Mutter geführte Wortwechsel deutete an, daß schon schlimme Scenen zwischen Mann und Frau in dieser Familie vorgekommen waren.

Der Nachbar Ehrenberger redete vermittelnd drein und verließ mit Werner, nachdem er mit Mühe den Richter zu dem Versprechen, keinen Spektakel mehr zu machen, gebracht hatte, die Behausung desselben.

„Das ist 'n Unglück bei den Leuten, größer noch als ihre Armuth,“ sagte der Ehrenberger, als sie sich wieder in dessen Wohnung befanden. „Der Mann ist rein weg verwildert durch die republikanischen Geschichten, jeder Menschenseele, die einen guten Rock anhat, ist er Feind, 's sind Alle Reactionäre bei ihm. Die Könige und der Adel sind ihm Gift und Opperment und wenn's einmal — was Gott verhüten wolle — zum Losschlagen kommt, da ist der Richter gewiß der Aergste bei der Hand. Mich wundert nur, daß Sie, Herr Werner, ihn sobald zur Ruhe brachten.“

„Geben Sie sich deshalb keiner Verwunderung hin, Meister Ehrenberger — denken Sie stets, daß bei der Art Leute immer des Geschreies mehr ist als der Wolle.“

„'S muß wirklich so sein,“ stimmte Ehrenberger bei, „und die Frau versteht den Mann nicht zu behandeln. Dazu kommt noch die wahrhaft abgöttische Liebe, welche die Frau zu dem Jungen hat, das ärgert den Richter, obwohl er sich sonst mit dem Fritze ganz gut verträgt und ihn nach seiner Weise einen Grundbegriff von Republik beibringt. Nun, Sie haben's ja selber gehört.“

Das Medaillon mit der Kette wurde nun auch von der Frau Ehrenberger und ihrer Gustel besehen und erschien Beiden um so interessanter, als sie erfuhren, daß die Frau Richter nicht dazu zu bringen gewesen sei, zu erklären, wie sie in den Besitz eines solchen Werthstückes käme und die Hartnäckigkeit, mit der sie bei dem beklagenswerthen Elend, in welchem sie lebten, es verheimlicht habe, wirklich mehr als seltsam sei. Paul Werner erbot sich, da er den Hofjuwelier als einen rechtschaffenen Mann persönlich kenne, nach den Feiertagen es bei demselben zu verwerthen.

„Das wird auch das Beste sein,“ meinte Ehrenberger, — „da begegnen wir jeder Nachfrage, wo man das her hat und was dergleichen mehr ist, denn das sieht so ein Mann unser Einem doch gleich an der Nase an, daß dergleichen nicht bei uns zu Hause ist und man kann da in einen übeln Verdacht kommen, man weiß nicht wie?“

Werner versprach, es gleich nach den Feiertagen zu

holen und sich über das daraus erlös'te Geld eine Bescheinigung geben zu lassen, um jeden Argwohn, er habe mehr dafür bekommen, zu beseitigen.

„Wegen uns wäre das freilich nicht nöthig, Herr Werner, wir glauben Ihnen auf's Wort; aber den Richters wegen, da könnte eine Bescheinigung nicht schaden," meinte der Schneider — „solche Leute sind manchmal kurios."

In der That, was übrigens zu verwundern war, hielt der Handarbeiter Wort und machte keinen Spektakel weiter. Als er den Rausch ausgeschlafen, schien auch die Erinnerung an den Aerger bei ihm vorbei zu sein, er war von Herzen kein böser Mensch, nur verwildert und politisch fanatisirt, was in Rücksicht seiner gänzlichen Unkenntniß aller über seinen beschränkten Lebenskreis gehenden Verhältnisse nicht verwundern konnte, indem er in dieser Beziehung ja blos das Schicksal jener zahllosen Werkzeuge einer Partei theilte, die in der Vielzahl der Masse, welche sie gehörig zu bearbeiten verstand, ihre Macht gründete. Zudem ist die Armuth ein ewiger Stachel, der immer zur Empörung reizt. Man rechne noch das süße, berauschende Gift der Vorspiegelungen von einem besseren Schicksal, einer sorgenlosen Zukunft hinzu, wo die Armuth sich mit dem Reichthum ausgeglichen sehen sollte und man wird über die Verführten gewiß kein strenges Urtheil fällen können.

Die Frau schien es für nöthig gefunden zu haben,

eine Aussöhnung mit ihrem Manne herbeizuführen, welche ihr auch gelungen war. Sie erzählte ihm, daß sie vor Jahren schon das Medaillon mit der Kette gefunden und da Niemand im städtischen Anzeiger ein solches als verloren angezeigt habe, so sei sie auf den Gedanken gekommen, der Himmel hätte sie nur deshalb zur Finderin desselben bestimmt, um für ihren Knaben dereinst vielleicht, wenn es zu Geld gemacht würde, als ein kleines Capital zu dienen. Darum habe sie es auch so sorgsam verwahrt und obwohl die Noth recht groß bei ihnen sei, so hätte sie doch immer den Gedanken festgehalten: „wie wäre es denn, wenn ich es nicht gefunden hätte?“

Vor dem Ehrenberger und dem Unteroffizier habe sie vorsätzlich geschwiegen, eben so vor ihm, weil er im Rausche gewesen und ihre Erklärung, wie sie zu dem Goldzeuge gekommen, in seiner Aufregung vielleicht nicht einmal geglaubt haben würde.

„Das war eine bodenlose Dummheit,“ antwortete der Mann — „für den Jungen sparen — weswegen denn? Grade so, als wenn heut Einer stirbt, der's ganze Leben durch gehungert hat, und in ein paar Wochen darauf kommt die Nachricht, daß er's große Loos gewonnen. Dem hilft's auch keinen Pappenstiel mehr. Jetzt sind wir die Ersten, die's Recht haben, zu essen, und Gold im Kasten ist unverdaulich. Deinem Jungen wird's nicht fehlen. Wenn der groß ist, da haben wir schon lange Republik und Essen und Trinken giebt's dann vollauf. Wir werden da

keine Lumpen mehr sein, wie jetzt, wo's Volk Alles hergeben muß, um den König und die ganze Hofgeschichte zu erhalten.“ —

Der Friede war also wenigstens scheinbar wieder eingekehrt bei der armen Familie, obwohl die Frau ganz im Verborgenen sich dem Ausbruch eines schweren Kummers überließ.

Werner brachte zwei Tage nach den Feiertagen den Erlös von funfzehn Thalern nebst einer Bescheinigung darüber. Ehrenberger nahm das Geld in Empfang und übergab es dem Nachbar, der nicht wenig über eine solche Summe Geld, wie er sie noch nie oder wenigstens seit langer Zeit nicht mehr besessen, erstaunt war. In der guten Laune, in welche dieser unerwartete Reichthum ihn versetzte, bewilligte er das Drittel der Summe zu einem Anzuge für den Fritz und schob dasselbe der Frau zu.

Ein paar schwere Thränen fielen aus den Augen der Letztern auf die harten Thaler, welche nun ihres Knaben — Eigenthum waren.

Die größte Freude, die nur ein Armer, der in sich das Gefühl für Anstand, so dunkel dies ihm auch sein mag, hegt, empfinden kann, ist wohl das Bewußtsein, der Besitzer eines neuen Kleides zu sein. In diesem glücklichen Bewußtsein befand sich Fritze, als er neugekleidet für die fünf Thaler, seinen kleinen Korb mit Brotzwieback am

breiten Ledergurt über beide Schultern gehängt, vor sich hertrug. Des armen Jungen Gesicht sah in der That einem heitern Ostermorgen ähnlich, so vergnügt und stolz war er und in dieser Heiterkeit schlug er den Weg nach der Wohnung der Gräfin Monartowska ein, um, wie er zu seiner Mutter gesagt hatte, der guten gnädigen Dame seine delikaten Zwiebacke mit kleinen Rosinchen kosten zu lassen.

Er klingelte diesmal, weil er sich im vollkommensten Rechte eines Besuchers glaubte.

Der Michailowsky öffnete.

Das Gesicht des alten Polen nahm einen Ausdruck von Lächeln an, was bei den strengen, ernsten, tiefeingeschnittenen Züge etwas zweideutig aussah, denn man hätte eben so gut annehmen können, Michailowsky habe eine ansehnliche Portion Sauerampfer verschluckt und wolle einen Andern über den Geschmack täuschen, als der alte Leibeigne verzerre aus lauter Vergnügen, wieder etwas von dem linken oder rechten Ohrläppchen des kleinen Brotzwieback-Verkäufers unter die Finger zu kriegen, sein Antlitz bei dessen Anblick.

„Na, guter Herre, ich bin wieder da," sagte Fritz sehr heiter — „Sie werd'n mich diesmal wohl nich wieder beim Ohre nehmen — he? sollen ooch 'n paar schöne Zwiebäckchen hab'n."

„Ist jetzt Besuch bei der gnädigen Gräfin," antwortete Michailowsky — „kannst nicht ins Zimmer herein."

„Da warte ich," entgegnete Fritz — „wir sind da bald fertig."

„Aber Spitzbub . . . ."

„Ne, was haben Sie nur immer mit Ihrem Spitzbub?" fragte Fritz — „ich bin keener. Sie haben eene ganz falsche Ansicht von mir. Ich habe Ihnen doch nischt gestohlen, daß Sie mich immer so nennen können."

Michailowsky's Absicht war, ihn außerhalb vor der Thüre abzufertigen, indeß Fritze vereitelte diese Absicht sehr geschickt, indem er seinen Korb zwischen ihm und sich brachte und die scharfe Ecke des Geflechtes hart an Michailowsky's Leib drückte, daß dieser, um der unangenehmen Berührung zu entgehen, sich zurückzutreten genöthigt sah. Fritz benutzte diese retrograde Bewegung seines Gegners augenblicklich, drang weiter und befand sich einen Augenblick später innerhalb des Vorzimmers.

„Machen Sie nur zu, guter Herre, drinne bin ich," sagte er dann.

Michailowsky schien von diesem Manövre seines kleinen Gegners etwas verdutzt und sich gleichzeitig des Befehls seiner Gnädigen entsinnend, dem Jüngen nichts zu Leide zu thun, sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, den kleinen Eindringling den gewonnenen Raum zu belassen.

Der Baron Stiefpapa und der Collegienrath von Custenew befanden sich bei der Gräfin im Zimmer. Der Letztere hatte sich seit dem Abend seiner Ankunft in Dres=

den ununterbrochen daselbst aufgehalten und war ein täglicher Besucher der Familie des Kammerherrn gewesen. Die Gräfin hatte, so weit es der Anstand zuließ, jeder nähern Berührung mit Herrn von Custenew sich entzogen und weder der Baron Stiefpapa noch die Baronin oder der Collegienrath selber hatten irgend eine Bemerkung über dieses absichtliche Ausweichen der Gräfin gemacht, so daß diese nicht wenig überrascht war, als die beiden Herren sich plötzlich durch Michailowsky bei ihr melden ließen.

Daß dieser Besuch nicht zurückzuweisen war, lag am Tage, daß er nicht ohne irgend eine Bedeutung sei, drang sich der Gräfin als wahrscheinlich auf und sie konnte sich einer gewissen Bangigkeit nicht entschlagen und mußte wirklich alle ihre Geisteskräfte zusammenraffen, um mit dem Anschein vollkommener Sicherheit die Beiden empfangen zu können.

Diese Unterredung hatte schon fast eine Viertelstunde gedauert, als Fritze mit seinem Brotzwieback anlangte und voll Freude, sich glücklich hereingebracht zu haben, auf einen Sessel sich niederließ.

„Guter Herre, sein Sie nich böse uf mich — sehen Sie, 'rein mußte ich, die gute gnädige Frau Gräfin wollte den Brotzwieback kosten und da mußte ich doch Wort halten — nich wahr? Wollen Sie nich ooch een Zwiebäckchen mit kleenen Rosinchen versuchen — he?“

Bei diesen Worten präsentirte der Junge seinen Korb, dessen Tragband er von den Schultern genommen,

Michailowsky zog das weiße Tuch hinweg, so daß die kleinen Zwiebackscheibchen recht appetitlich und einladend aussahen. „Langen Sie zu, guter Herre — 's schmecken thun sie, das ist gewiß — na, immer frisch, probiren Sie eenen — 's sin delikat."

Michailowsky langte wirklich zu und die Freundschaft zwischen Beiden war geschlossen. Die Heiterkeit des Jungen, der sich immer gleich blieb, schien endlich bei dem alten bärbeißigen Michailowsky die Herzrinde durchbrochen zu haben und jene vorzüglichen Eigenschaften, welche den Polen so auszeichnen, entfalteten sich allmählig bei diesem alten treuen Diener. Der Pole ist bei den ersten Begegnungen mit einem Fremden in der Regel zurückhaltend, verschlossen, mißtrauisch — ist dies aber einmal besiegt, hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß der Fremde ein aufrichtiges Herz hat, nichts Arglistiges im Schilde führt, so beginnt er herzlich zu werden und dies Gefühl wuchert förmlich sichtbar bei ihm auf. Jetzt erst betrachtete Michailowsky den Knaben aufmerksamer und mochte finden, daß er ein ganz hübscher Junge sei, der, wenn auch blutarm, aber herzensfroh in's Leben hineinschaue.

„Sie sein wohl gar nich aus Deutschland, guter Herre?" fragte Fritze.

„Aus Polen," antwortete Michailowsky — „o schönes Land, Polenland — gut Land das!"

„Aus Polen? Sehen Sie mal an! das ist komisch."

„Warum Polenland komisch?"

„Meine Mutter ist ooch dort gewesen, der hat's aber nich recht gefallen — sehen Sie, das mag wohl daher kommen, weil meine Mutter keen Geld gehabt hat. In unserer Familie ist das eenmal so."

„Ohne Geld nirgends gut — hier nicht, in Polen nicht."

„Sie reden wohl ooch polnisch?"

Michailowsky lachte. „Freilich," sagte er — „Vogel singt, wie er hat gelernt von Mutter und Vater."

„Da haben Sie Recht, guter Herr. Das Polnische möchte ich schon können. Die gute gnädige Frau Gräfin ist wohl ooch aus Polen."

„Nein, ist Deutsche, aber gut, sehr gut, ganz dobri."

„Dobri? was ist das?"

„Dobri — gut."

„Na, ich bin ooch dobri — sehr dobri. Wie Sie mich aber beim Ohre hatten, das war nich dobri."

Michailowsky lachte wieder.

In diesem Augenblicke ward die Thüre lebhaft aufgerissen und Herr von Custenew rief auf der Schwelle stehend: „Schnell — ein Glas frisches Wasser — die Frau Gräfin ist unpaß geworden."

„Herjes! herjes!" rief der Knabe erschrocken — „die gute gnädige Frau Gräfin ist krank?"

Michailowsky suchte im Schranke nach einem Glase.

„Geben Sie her — ich werd's Wasser holen, ich

loose rasch — habe schon gesehen, im Hofe haben Sie eine Plumpe.“

Der Junge war wie ein Wind zur Thür hinaus.

Der Baron kam in's Vorzimmer. „Ist denn die Kammerjungfer der Gräfin nicht da? Keins der Mädchen?“ frägte er ärgerlich.

„Sind ausgegangen mit Erlaubniß der Frau Gräfin,“ antwortete Michailowsky.

„Wenn wir nur wenigstens wüßten, wo ein Flacon mit Eau de Cologne oder sonst einem starken Geist zu finden wäre? Weiß Er's denn nicht?“

Michailowsky ging mit hinein.

Es dauerte kaum ein paar Minuten, daß der Junge mit dem Glase Wasser ankam — er sah Niemand im Vorzimmer, dessen Thüre er hinter sich zumachte und fand es seines Erachtens nach für das Dringendste, mit dem vollen Glase Wasser gleich hineinzugehen.

Er trat in das Zimmer, in welchem er schon beim erstenmale seines Hierseins gewesen war.

Die einander gegenüberstehenden Thüren der beiden Nebengemächer waren offen.

Fritz war sehr in Verlegenheit, wohin er sich mit dem Glase Wasser wenden solle — er entschied sich in das zur rechten Hand geöffnete einzutreten. Gleich beim ersten Schritt erkannte er, daß er ganz recht sich entschieden habe, die Gräfin lag auf einer Ottomane.

„Ach herjes, die gute gnädige Gräfin!“ klagte der Junge fast laut, erschrocken von dem Anblick.

Die Gräfin schlug die Augen auf, sie hatte sich bereits von der Ohnmacht erholt.

„Ich bringe Wasser, gute gnäd ...“

„Verbirg das bei Dir und bring' mir es morgen oder übermorgen wieder,“ sagte die Gräfin, ein Billet aus dem Busen schnell hervorziehend und ihm hinreichend. „Steck es ein, schnell ... schnell ... daß es Niemand sieht. Laufe fort — gehe jetzt ... geh ... geh ...“

„Aber gute gnädige ...“

„Stecke es ein — so ... ha man kommt! sage Niemand etwas davon. Gib mir das Glas Wasser.“

Der Junge war ganz consternirt, er begriff von dem, was ihm die Gräfin gesagt hatte, gar nichts — mechanisch hatte er das Billet eingesteckt. Die Gräfin genoß einen Schluck Wasser.

Der Baron Stiefvater, Herr von Custenew und hinter ihnen Michailowsky traten in's Zimmer.

„Ach, wir kommen zu spät mit unserer Hilfe!“ rief Custenew.

„Wer ist der Bursche?“ fragte der Baron den ihm folgenden Michailowsky, überrascht, einen Knaben, den er noch nie hier gesehen, als eilfertigen Helfer zu finden.“

„Ein arm Kind ... gut arm Kind,“ antwortete Michailowsky — „gnädige Gräfin haben ihm geschenkt et=

was für der Armuth bei sich zu Hause, ist heut' wiedergekommen und ...“

„Wir brauchen ihn nicht mehr,“ schnitt der Baron die schwerfällige Erklärung Michailowsky's ab — „entferne Er ihn — Er ist vor der Hand auch entlassen, werden Ihn rufen, wenn wir Seiner Dienste bedürfen sollten. Die Gräfin ist wieder wohl, laß Er uns allein.“

Der Knabe, der seine Blicke auf die Gräfin gerichtet hatte, glaubte in ihren Augen einen Wink für sich zu bemerken. „Na, ich komme een andermal wieder,“ sagte er, „leben Sie recht schöne wohl.“

Michailowsky machte ein so finstres Gesicht, als hätte er ein Dutzend Krämpfe.

„Na, marsch — marsch!“ Mit diesem Commando faßte er Fritz derb an der Schulter und schwenkte ihn hinaus.

„Sie, guter Herre, das ist nicht dobri. Herjes! was Sie vor'n Zugriff haben!“

Hinter Beiden fiel die Thüre zu.

Michailowsky's gute Laune war wie weggeblasen. Er murmelte zähnknirschend etwas vor sich hin, was einigen Flüchen ähnlicher als einem Gebete war.

„Morgen oder übermorgen komme ich wieder, guter Herre,“ sagte der Junge, das Tragband seines Korbes über den Hals nehmend.

„Ah, fahr zum Teufel!“

„Ne, bitte, das thue ich nich — der Teufel ist

schwarz und hat Hörner und Pferdefüße, zu dem passe ich nich. Sie kennen 'n wohl genau?"

Michailowsky polterte einen polnischen Kernfluch heraus und machte die Thüre auf, um den Jungen auf die Treppe zu expediren; indeß Fritze, sehr aufmerksam auf jede verdächtige Bewegung seines launenhaften Gönners in der Livree, schlüpfte rasch wie ein Aal durch die Thüröffnung und rief draußen: „Dobri, dobri, sehr dobri, guter Herre — adjes!"

Michailowsky drückte ärgerlich die Thür hinter ihm zu und stellte sich an das in den Hof führende Fenster, immer vor sich hinbrummend. Der schwere Groll gegen den Baron Kammerherrn, den er schon fast seit der Zeit, als er sich mit der Gräfin in Dresden befand, in sich trug, erstickte ihn schier. Der Baron sah in ihm nichts weiter als den Leibeignen und noch dazu einen Menschen, der keiner Veredlung fähig sei, das heißt einer Veredlung nach seinem Sinne, denn wir erinnern nur daran, daß an Michailowsky's grämischem, finstern Wesen alle jene glatten Verlockungen, vermittelst deren der Erstere die ihm unbekannten Vermögensverhältnisse seiner Stieftochter aus Michailowsky herausforschen wollte, abprallten. Seit der Zeit behandelte ihn der Baron Kammerherr mit beleidigender Geringschätzung. Auch Herr von Custenew konnte sich trotz seiner Freundlichkeit, die er auf Alle ausdehnte, keiner Zuneigung Michailowsky's erfreuen, welcher den Verdacht, den seine Gebieterin bezüglich des Collegienrathes

hegte, gleichfalls in seinem Herzen trug und denselben mit allem Hasse, den nur ein so treuer und dabei finstrer Charakter, wie ihn Michailowsky besaß, festhielt und nährte.

Herr von Custenew hatte während seines Aufenthaltes in Dresden die Mission, die Spur einer in den höheren Kreisen der russischen Beamtenwelt sich herangebildeten Verschwörung zu verfolgen, die von Paris durch Deutschland und Polen ihre unsichtbaren Fäden spann. Die immerwährende Furcht vor Revolutionsausbrüchen hält die höchsten Regionen des russischen Czaarenthums beständig im Argwohn und oft ist ein unbedacht gesprochenes Wort der Hebel zu einer Menge Nachforschungen, die zuweilen ganz unerwartet ein im Finstern verborgenes Complott an's Tageslicht bringen, zuweilen aber auch gänzlich vergebens sind. Das geheime Denunciationssystem Rußlands, das fast weniger in den niederen Kreisen, als in den bevorzugten Klassen der Gesellschaft seine Vertreter und Vertreterinnen hat, führt hauptsächlich zu solchen Entdeckungen oder Täuschungen. Ueber die Spur, welche Herr von Custenew verfolgte, walteten in Wirklichkeit keine speciellen Angaben, man ahnte eine Verschwörung, ohne irgendwie einen festern Haltpunkt dafür zu haben, als daß Bakunin, der gefürchtete Gegner der russischen Regierung, es laut ausgesprochen, und eine Möglichkeit dafür durchaus nicht außer den Grenzen der Wahrscheinlichkeit lag.

Vorzüglich war es seine in Paris im Polenvereine bekannte flammende Rede, welche eine starke Andeutung

hinsichtlich des Erwachens des schlummernden Volksriesen Rußlands enthielt, die der russischen Regierung als eine Bestätigung ihres Argwohns galt.

Bakunins Betheiligung bei den Prager Ereignissen machte ihn gefährlich für alle Regierungen und so war es nur natürlich, daß auch alle geheimen oder offenen Vorschub leisteten, wenn es darauf ankam, sich dieses gefährlichen Gastes zu entledigen. Unter allen den Werkzeugen, welche am glücklichsten in der Verfolgung des gefürchteten Flüchtlings waren, stand Herr von Custenew obenan. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, nicht unmittelbar denselben zu verfolgen, sondern mittelbar seine Geheimnisse zu erspähen, indem er die Personen in's Auge faßte, mit welchen Bakunin öffentlich oder geheim verkehrte. Custenew lebte zu dem Zwecke an einem und demselben Orte mit dem Verfolgten. So war dies namentlich in Paris im Jahre 1844 der Fall. Genau unterrichtet, wer zu den geheimen Spürern gehöre, fand Custenew leicht Eingang in das Haus einer vornehmen russischen Dame, die öffentlich zu den Freiheitsgesinnten sich zählte, insgeheim aber das wohlrentirende Gewerbe der Spionage betrieb. Diese Frau trug die Janusmaske auf's Vollkommenste, ihr Haus war Allen offen, die mit ihr sympathisirten, das heißt, welche Grund hatten, die russische Regierung zu hassen. Man wußte, daß der Gemahl der Dame in der Verbannung in den Bergwerken gestorben war und sie,

obwohl darüber schon manches Jahr vergangen, immer noch um ihn trauerte — Grund genug, daß ihr angeblicher Haß gegen Rußland Allen motivirt erschien. Um sie versammelten sich viele edle, polnische Flüchtlinge, ihr Haus war ein Asyl der Freiheit und zugleich einer der Mittelpunkte der feinen Gesellschaft, welcher sich ihre Salons öffneten. Herr von Custenew bot alle seine Verstellungskunst auf, um hier ein Ziel zu erstreben, welches ihm reichen Lohn versprach. Seine liebenswürdige Heiterkeit und das Talent, ein vorzüglich angenehmer Gesellschafter zu sein, brachten ihn bald en vogue; er lernte alle Persönalitäten kennen, welche verdächtig waren und wurde in Folge der Zeit mit den Fortschritten auf diesem Wirkungsplatze noch weit zufriedener, als er sogar das Glück hatte, mit Michael Bakunin persönlich bekannt und vertraut zú werden. Bakunins Feuerseele schloß sich bald dem neuen Freunde, der es der Elasticität seines Geistes, welcher sich leicht in alle Formen zu schmiegen wußte, vorzüglich zu verdanken hatte, daß ihm die Täuschung so wohl gelang. Custenew sagte eines Tages zu Bakunin: „Frankreich zeigt allerdings Sympathieen für unsere Bestrebungen, aber die Friedenspolitik Ludwig Philipps und seines Hauses wird jede That vereiteln, wenn wir sie bedürfen. Greifen wir Rußlands Todtfeind an den Puls und werben wir dort Freunde. Ich meine England, das stets ein wachsames Auge auf Rußlands Schritte richtet, da es diese in Asien zu fürchten hat. Lassen Sie uns

nächstens nach England hinüber, ich besitze dort einige einflußreiche Freunde, die uns viel nützen können. Gewinnen wir sie zu Stützen unsers Zieles.“

Bakunin willigte ein, Custenew triumphirte im Stillen, er glaubte den gefährlichen Flüchtling in der Schlinge zu haben. Ein im Voraus gemiethetes englisches Schiff, im Cherbourger Hafen liegend — trug dann diesen statt nach der englischen Küste nach der russischen — einmal im Schiffe befindlich, war es leicht, sich Bakunins zu bemächtigen, ihn widerstandlos zu machen und als Gefangenen fortzuführen.

Dieser wohl eingefädelte Plan mißlang indeß kurz vor seiner Ausführung. In die Salons der bereits erwähnten Dame wurde von einem der vornehmsten polnischen Flüchtlinge die Gräfin Aurelie Monartowska eingeführt und Custenew erschrack nicht wenig, Jemand hier auftreten zu sehen, von dem er einen Verdacht zu fürchten hatte; noch unangenehmer aber überraschte ihn die Bemerkung, daß zwischen der Gräfin und Bakunin ein früheres Bekanntwerden vorherging und Beide einander nicht fremd waren. Diese Bekanntschaft datirte sich aus dem Jahre 1842, in welchem Bakunin von Berlin nach Dresden übersiedelte, um daselbst im Umgange mit Ruge die in Berlin begonnenen philosophischen Studien fortzusetzen und nebenbei zu schriftstellern. Herr von Custenew fand es für das geeignetste, die Gräfin mit großer Auszeichnung zu behandeln und sich den Schein zu geben, daß er von

Grund des Herzens ein Feind der russischen Regierung und ein Freund der das Gebäude dieser Regierung umstürzenden Revolutionsnothwendigkeit sei. Das sanfte Wesen Aureliens, welches nie große Affekte in ihr aufkommen ließ, täuschte ihn; indem er sie in seine Schlinge zu verwickeln strebte, bezweckte er nur, daß in ihrer Seele ein Gedanke wach wurde, dem sie sich mit aller Inbrunst hingab, ohne jedoch gegen Custenew, den Schöpfer dieses Gedankens, eine Aeußerung darüber klar auszusprechen, indem der Argwohn, daß er an dem Verrathe ihres Gemahls Schuld trage, ihr jedes Vertrauen zu ihm als eine gefährliche Thorheit darstellte.

„Gräfin," sagte Custenew zu ihr, „Niemand hat mehr als Sie das Recht, eine Regierung zu hassen, welche Ihnen den Gemahl raubte und ihn in die Bergwerke Sibiriens verurtheilte, ausgeschieden von der ganzen civilisirten Welt, ein armer trostloser Unglücklicher, der mit dem gemeinsten Verbrecher auf gleicher Stufe steht, dem selbst der Name geraubt und durch eine Nummer ersetzt wurde. Niemand hat aber auch ein größeres Recht, als Sie, einen Umsturz zu wünschen, der die jetzt bestehende Gewalt vernichtet und die unglücklichen Opfer des Despotismus befreit. Ich weiß es, Ihre Ehe mit Graf Monartowski war eine glückliche und trotz der langen Jahre der Trennung von ihm, lieben Sie ihn gleich zärtlich wie damals. Ist es nicht so?"

„Ja," antwortete Aurelie, „wüßte ich ein Mittel,

ihn zu retten, wenn er noch lebt — wäre es auch das schwerste Opfer — es sollte mir nicht zu schwer sein."

Custenew beobachtete ein kurzes Schweigen, dann sagte er: „Gräfin, es giebt eins, was nicht fehlen kann, wenn es gehörig unterstützt wird. Lesen Sie dieses Namenregister."

Er überreichte ihr ein Blatt aus seinem Taschenbuche.

Aurelie warf einen Blick darauf, es enthielt die Namen der meisten und vornehmsten Adelsfamilien Rußlands und Polens. „Was soll das?" fragte sie.

„Es ist die Liste aller Derer, welche das Haus Romanow stürzen wollen; fast jeder dieser vornehmen Namen hat einen Vertreter in Sibirien, der als elender, namenloser, numerirter Verbrecher die Tyrannei verflucht, die ihn einem Leben des Fluches in den Bergwerken und öden Steppen Sibiriens überwies. Sie beweinen einen Gemahl, treten Sie dieser Verschwörung bei und unterstützen Sie die Unternehmung mit Geld, da Sie als Dame keinen andern Beistand leisten können. Wir brauchen Fonds, um die weiten Gewissen der hungrigen Wölfe, die sich für Geld zu jedem Dienste bereit finden, auszufüllen."

Die Gräfin schwieg — so sehr der Gedanke, durch einen Umsturz der bestehenden Regierung Rußlands wieder mit ihrem Gemahle vereint zu werden, ihre Einbildungskraft ergriff, so sehr tauchte in diesem Moment die Erinnerung in ihr auf, daß der Mann, welcher dies Bild

einer glücklicheren Zukunft jetzt vor ihr aufrollte, auch der nämliche sei, dem ihr Herz die Schuld eines Verrathes aufbürdete. Oder sollte es blos Zufall gewesen sein, daß der Wald, in dessen Herberge sie auf der Flucht zur Nacht einkehrten, plötzlich von dem Geschrei der verfolgenden Gensd'armen und Kosaken erdröhnte und sie gleichsam umzingelt waren? Ach, der Gedanke an ihren lieben, kleinen Knaben erfaßte Aurelien jetzt so heftig, daß unwillkürlich ihre Augen von einem Thränenstrome überflossen. Custenew, der diese Rührung nicht begriff, wollte sie trösten, die Gräfin aber sagte leise: „Lassen Sie mich — ich muß mich fassen. Sie haben eine Saite in meinem Herzen berührt, die mir viel, viel Schmerz verursacht. Lassen Sie mich allein — ich bedarf der Erholung."

Custenew verwünschte im Innern dieses thränenreiche Gemüth und verließ die Gräfin mit dem Troste, er werde bald wiederkommen. Als sich Aurelie gefaßt hatte, überließ sie sich einem Nachdenken, welches insofern fruchtbar war, als sie zu dem festen Entschlusse gelangte, ihren Verdacht bezüglich Custenews zur Ueberzeugung reifen zu lassen. Der Zufall führte ihr an diesem Tage Bakunin zu. Zu ihm hegte sie Vertrauen; der kräftige Männerstolz, den er unverhüllt zur Schau trug, der Glutheifer, mit dem er sprach, überhaupt sein ganzes Wesen, ähnlich einem starren Fels auf ewig festem Urgrunde, der heute wie morgen sein Haupt zu den Wolken empor hebt, sprach sie an. Aus seinem schwärmerischen Auge leuchtete ein

leidenschaftliches Herz, das sich mit Liebe und Inbrunst an das seinem Geiste vorschwebende erhabene Ideal eines Reiches der Freiheit, der Gleichheit anschloß. Ihm sagte sie Alles, Custenew's Versuchung, sie zur Unterstützung einer Verschwörung zu bewegen und ihren Verdacht gegen ihn und dessen frühere Begründung.

Bakunins Stirne faltete sich und nach kurzem Schweigen sagte er: „Es ist eine Lüge, daß jetzt auf das Gelingen einer Revolution nur die geringste Hoffnung ist; sie lebt nur erst in dem Gedanken, es hat Zeit, bis dieser Gedanke so weit verarbeitet sein wird, um allmählig in Fleisch und Blut überzugehen. Keine Täuschungen darüber, Gräfin, Sie würden isolirt stehen. Niemand kann diesem herrlichen Ziele sehnsüchtiger entgegensehen, als ich, und Sie wissen es ja wohl, daß ich ein freier Russe bin, der weder Titel noch sonst etwas des allmächtigen Czaaren Gnade zu danken hat. Eine Revolution Rußlands muß nicht allein das Herz des Czaarenreiches, nein, auch dessen Glieder ergreifen, es muß ein ungeheuerer Brand von außen sein, der den Brand im Innern begünstigt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen, Gräfin; eine so große Wunde, wie Rußlands, und lassen sie mich sagen, Europa's Zustände im Allgemeinen sind, verlangt auch eine ungeheure Operation, bei der das Herz nicht beben darf vor dem Jammergeschrei der Betroffenen. Bis dahin geben Sie jede Hoffnung auf, Ihren unglücklichen Gemahl, wenn er überhaupt noch am Leben ist, eher wiederzusehen, als wenn der

große Erlösungstag gefeiert werden wird — wer kann die Zeit beflügeln? Custenew ist ein Verräther, gestern empfing ich in dem Schreiben eines Freundes aus Petersburg die unverhüllte Andeutung, daß Custenew zuweilen geheime Conferenzen mit Sr. Excellenz dem Herrn Kisselef, unsern Geschäftsträger hier, in Paris habe. Doch lassen wir das. Wozu das Sündenregister eines Nichtswürdigen entrollen? Wir finden uns später."

In der That wurde Bakunins letzte Bemerkung eine Wahrheit. Er hatte im Stillen noch mehrere Beweise für die Verrätherei Custenew's erlangt und eines Abends, als Beide ein von Bakunin sehr geliebtes Vergnügen, eine Stromfahrt auf der Seine, wozu Sie sich einen kleinen Nachen gewöhnlich liehen, mitsammen unternahmen, geschah es, daß Bakunin plötzlich das Ruder bei Seite legte und zu Custenew mit den Worten trat: „Wie viel Gehalt bringt Ihnen Ihre niederträchtige Verrätherei des Jahres über ein?"

Die Ueberraschung des Titularraths war nicht gering, der Schreck, eine solche Frage von einem entschlossenen Gegner, in dessen Gewalt er sich mitten auf dem Strome befand, auf den sich unglücklicher Weise ein starker, dichter Abendnebel niedersenkte, zu hören, lähmte ihm die Zunge.

Bakunin stand vor ihm und fuhr mit tiefem Ernst fort: „Sie werden ein Seinebad nehmen, Herr von Cu-

stenew, um die Niederträchtigkeit von Ihrer Seele zu waschen und gereinigt in's Jenseits kommen zu können."

Custenew erbleichte; sein Blick, der über die unter der Last des Abendnebels hinrollenden Seinewellen glitt, die sein Grab in der Tiefe bedecken sollten, wandte sich scheu und entsetzt ab — mitten im Strome, keine Hilfe denkbar, weil kein Nachen in der Nähe war, und vor ihm ein Gegner, der alle Ursache hatte, ihn nicht zu schonen, der jede Anwandlung von Barmherzigkeit für den Verräther als eine Feindseligkeit gegen sich selbst betrachten mußte.

Bakunin fuhr nach einer Weile fort: „Ich begreife, daß es Ihnen lieber wäre, wenn wir jetzt auf dem im Cherbourger Hafen liegenden und von Ihnen gemietheten Schiffe uns befänden, Sie würden dann das Vergnügen haben, mich in Ihrer Gewalt zu sehen, Herr von Custenew. Der Gefangene Bakunin dürfte dann nie in seinem Leben eine Stunde finden, wie die jetzige, wo er Ihr Herr ist. Ersparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu dem Seinebade behülflich zu sein — Sie werden mich verstehen. Ich lasse Ihnen die Wahl, sich selbst den Tod zu geben oder von meiner Hand demselben in die offenen Arme geschleudert zu werden."

Custenew saß zusammengekrümmt auf der Bank, das war ein Moment der Verdammniß.

„Wählen Sie schnell!" rief ihm Bakunin zu.

Fast gleichzeitig schnellte Custenew wie eine mit Gewalt entrollte Schleuderschnure in die Höhe und umklam-

merte mit allen Kräften der Todesangst, im Krampfe der höchsten Verzweiflung, seinen Gegner, der, nicht gefaßt auf solch einen Angriff, zurücktaumelte. Der Nachen schwankte fürchterlich und neigte sich zur Seite, so daß eine Welle hineindrang. Einige Sekunden später schwamm er wieder ruhig auf der düstern Fläche hin, in seiner Mitte stand Bakunin, einem in dem hineilenden Strome zuweilen auftauchenden Gegenstande nachschauend.

Custenew verschwand von dem Tage an aus dem Kreise der vornehmen Gesellschaft der Fremden zu Paris, man muthmaßte, er sei plötzlich abgereis't — Bakunin beobachtete über das Ereigniß jener Stunde ein tiefes Schweigen.

Daß indeß ein Feind nicht so leicht zu vernichten ist, wurde ihm klar, als er im Jahre 1848 die Schweiz zu seinem Aufenthalte machte. Die Regierung Ludwig Philipps bekundete ihre Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen Rußlands im Januar des gedachten Jahres, nicht ahnend, daß sie einen Monat später zu existiren selbst aufgehört haben werde, durch eine Ausweisung Bakunins. Ein unsichtbarer Feind heftete sich an seine Fersen, es war Herr von Custenew, der seiner Spur folgte. Die Hölle verläßt ihre Jünger nicht so leicht, das Wassergrab hatte den Spion ausgespieen, sein Leben war gerettet und jetzt brannte die Rache in dem Herzen Custenew's. Wie gefährlich es übrigens sei, einen solchen Feind zu verfolgen, erkannte der Titularrath eines Tages, als ihn der Zufall

mit Bakunin auf einem Berge zusammenführte, wo nur die schnellste Flucht ihn aus dem Bereiche des Letzteren, der ihn jedenfalls in dem nahen Abgrunde ein Grab bereitet haben würde, rettete. Seit jenem Tage zufälligen Zusammentreffens verscholl indeß für Bakunin jedes Lebenszeichen von Custenew, und erst, als der Erstere im folgenden Jahre (1849) bei seinem Freunde, dem Redakteur Wittig in Dresden, ein Asyl gefunden zu haben glaubte, erfuhr er von diesem die gleichzeitige Anwesenheit Custenew's. Bakunin war schnell darüber mit sich einig, daß Custenew's Anwesenheit in Dresden ein Beweis sei, daß er auf seiner Spur gehe, und das glückliche Zusammentreffen mit dem greisen Oberst von Sonnenberg bei dem Doktor Werner entzog ihn auf einige Zeit der Nachforschung des Spions, der in der That unsicher über den nunmehrigen Aufenthalt des Verfolgten wurde und schon auf den Gedanken gerieth, er habe sich gänzlich von Dresden entfernt. Bakunin glich Kain, der mit dem Zeichen des Herrn von Ort zu Ort, von Land zu Land flieht; seine Betheiligung an dem in Prag abgehaltenen Slavencongreß und die damit innigst verbundenen Pfingstereignisse, vervollkommnete den Eifer seiner Feinde, der Regierungen, ihn zu fangen. Bis hierher hatte Herr von Custenew die Spur Bakunins glücklich verfolgt, und ihn plötzlich so jeder Nachforschung entzogen zu wissen, verwirrte ihn nicht wenig. Nicht umsonst ahnte der Collegienrath, daß wenn es möglich sei, über Bakunins jetziges Asyl etwas zu erforschen, Gräfin

Monartowska vielleicht die Einzige sei, die ihm am Besten darüber Auskunft geben könne; denn er combinirte, daß sie, welche in Paris mit Bakunin in Verkehr gestanden, nicht ununterrichtet über sein jetziges Asyl sein dürfe, vielleicht gar um des Einverständnisses willen sich mit ihm zu gleicher Zeit hier aufhalte. Stärker als je trat auch die Abneigung gegen Custenew hervor und dieser übersah es nicht, daß sie sich sogar jedesmal unter irgend einem Vorwande aus der Gesellschaft, in der er sich befand, zu entfernen suche. Der scharfe Verstand des Collegienrathes gerieth auf den nicht unlogischen Schluß, daß hier etwas mehr als bloße Abneigung gegen ihn vorliegen müsse. Von seiner Regierung, die mehr als je der Ruhe, der Sicherheit vor jeder Revolution im Innern ihres Reiches bedurfte, da sie Oesterreich mit ihren Armeen zu Hilfe eilen mußte, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, daß der lohe Brand des siegenden Magyarenthums seine verzehrenden Flammen über Polens, des ohnehin unsichern Landes, Grenze wälze, erhielt Custenew die nachdrücklichste Mahnung, um jeden Preis den gefährlichsten Feind Rußlands, Bakunin, unschädlich zu machen. Um das Letztere zu erfüllen, gab es keine große Schwierigkeit mehr, insofern Bakunins Person nur einmal in polizeilicher Gewalt war, die Regierungen selbst mußten ihres eignen Wohles willen den Gefährlichen festhalten und Custenew war nicht ohne Beweise, daß Bakunins Verbindungen in Deutschland einen Revolutionsbrand beabsichtigten. Aber alle diese

Beweise nützten nichts, wenn Bakunins Person frei, sein Aufenthalt unbekannt blieb. Der Zufall, diese allgemeine Weltseele, welche Freund und Verräther zugleich ist, leitete Custenew ganz unerwartet auf des Entschwundenen Spur. Des Collegienraths Freundschaft mit dem Kammerherrn von Sonnenberg ward eine sehr intime, da der erstere bei dem andern nicht nur gleiche Ansichten, sondern auch die Bereitwilligkeit fand, ihn zu unterstützen in seinem schwierigen Berufe. Custenew konnte es nicht entgehen, daß der Baron seiner Stieftochter, der Gräfin, eben nicht günstig sei, die nähere Freundschaft, welche beide würdige Männer mit einander geschlossen hatten, ließ den Collegienrath bald erkennen, wie tief sich der Baron verletzt fühle, daß die Gräfin jeden Blick in ihre Vermögensverhältnisse ihm unmöglich mache und eben so erkannte er, daß die Bereicherungssucht ein Grundzug im Charakter seines würdigen Freundes sei. Die Hab= oder Bereicherungssucht ist der Nachschlüssel, der hinterlistig die meisten Geheimnisse an's Licht zieht, Unmögliches möglich macht — sie ist der beste Grund für Verrätherei, da sich ihr so viele Herzen öffnen. Mit dieser Erkenntniß, die Herrn von Custenew sehr erwünscht kam, war so Manches zu erreichen und der Baron fand die von Jenem leichthingeworfene Bemerkung, daß er der natürliche Erbe seiner Stieftochter sein werde, wenn sich diese, wie es den Anschein habe, in politische Complotte einlasse, zu wichtig, um Custenew nicht die vollkommenste Gelegenheit zu geben,

sich darüber auszusprechen. Vor den Blicken des Barons rollte sich somit ein ihn wahrhaft durch und durch ergreifendes Bild einer Erfüllung seiner und seiner Gemahlin geheimen Wünsche auf und Custenew unterließ es nicht, indem er Beide zum tiefsten Schweigen verpflichtete, ihnen über seine Vermuthung bezüglich der Möglichkeit einer geheimen politischen Verbindung zwischen Aurelie und Bakunin das Nöthige mitzutheilen und zugleich des Barons Ehrgeiz anzuspornen durch die entfernte Aussicht auf die grenzenlose Dankbarkeit des Czaaren, die sich ihrer erhabenen Natur gemäß, auf alle Die erstrecken werde, welche beitrügen, nicht nur die Ruhe und Sicherheit seines Thrones, sondern der Europa's überhaupt, durch Entdeckung solcher schädlichen Verbindungen, zu erhalten.

„Die Ordensverleihungen Sr. Majestät des Kaisers, welche Ausländern gewährt werden, sind stets ein Zeichen der Allerhöchsten Anerkennung ihrer Verdienste," bemerkte Custenew schließlich.

Indeß trotz dieser Freundschaft würde der Collegienrath im Dunkeln über eine Verbindung zwischen der Gräfin und dem rastlos von ihm Verfolgten geblieben sein, wenn nicht, wie wir bereits erwähnten, der Zufall ihm eine Gewißheit darüber verschafft hätte.

Eines Morgens war Herr von Rohden zugegen, als zwischen Custenew und dem Baron das Gespräch auf Bakunin sich lenkte, indem sie kurz vorher über Custine's Werk und das in neuerer Zeit von Iwan Golowin unter

dem Titel „Rußland unter Kaiser Nikolaus dem Ersten“ erschienene und viel Aufsehen erregende Buch gesprochen hatten. Custenew sagte: „Es ist die unwürdigste Bosheit, solche Schmähungen in die Welt zu senden, und eine Regierung zu verdächtigen, die väterlich für ihr Volk sorgt. Allerdings mangelt jeder Regierung die Allwissenheit, um solche zum Aufruhr geneigte Charaktere im Voraus durch Rang und bereichernde Ehrenämter an sich zu fesseln, ihr Interesse mit dem ihrigen sonach zu verschmelzen, und das Böse im Keime zu ersticken. Ein Gleiches war mit Bakunin der Fall und wollen wir nicht ungerecht sein, so müssen wir gestehen, daß dieser unversöhnliche Feind der russischen Regierung vielleicht ein ebenso warmer Freund und Vertheidiger derselben geworden wäre, wenn man seinem heißen Blute, das mit seinen Kameraden, den Offizieren der Gardeartillerie, in ewig politischem Zwist lebte, eine entsprechende Laufbahn eröffnet hätte, statt ihn zu verfehmen. Sobald er Rußlands Grenze hinter sich hatte, war dem Czaarenreiche auch ein gefährlicher Feind entstanden. Sein Muth, seine Kenntnisse würden ein Gewinn für Rußland gewesen sein, wie sie jetzt ein moralischer Schaden geworden. Man lacht über Galls Schädellehre, über Lavaters Physiognomik und doch dürfte vielleicht in späteren Zeiten die Erkenntniß, daß diese Wissenschaften bei kluger, vorsichtiger Anwendung an hervorstrebenden Individuen, sie mögen sich nun wie immer auszeichnen, eine Nothwendigkeit sei, eine allgemeine werden.“

Der Baron lachte. „Sie schweifen wunderbar aus, Herr Collegienrath — auf Ehre, es wäre nicht übel, wenn Jemand von Staatswegen beauftragt würde, den Leuten die Schädel zu betasten oder gar ihre Physiognomie zu studiren. Dergleichen Chargen müßten erst neu creirt werden, z. B. Ober=Staats=Schädelbetaster — hahaha! oder gar: Menschenprofilslinien=Professor. Köstlich, Herr Collegienrath!"

„Sie lachen?" fragte Custenew, „nun ja, der Satz mag lächerlich klingen, aber er ist nicht so leicht umzustoßen. Nehmen wir z. B. gleich Bakunins Aeußeres — Sie kennen ihn zwar nicht, Herr Baron, aber ich kenne ihn genau. Eine große, stattliche Figur, Zeichen der Kraft, ein scharfgeschnittenes Profil, das Gepräge großer Bestimmtheit, des Muthes, feurigen Blick, ein Beweis der Leidenschaftlichkeit, der Fähigkeit zu Ungewöhnlichem, eine hohe, glatte Stirn, die Deutung großer Geistesgaben — selbst die kleinen Löckchen, die oberhalb die Stirne begrenzen, sind charakteristisch, sie gleichen Flammen, die diesem Haupte entströmen. In Wahrheit, Herr Baron, es spricht Viel für Lavaters Physiognomik, oder sollten Sie es noch nicht gefunden haben, daß das, was des Menschen Geist bewegt, einen unwillkürlichen Ausdruck in seinen Mienen findet? Können Sie nicht auf den ersten Blick in den Gesichtern lesen, Der ist fröhlich gestimmt, Dieser traurig, Jener hat die Demuth eines Bettlers oder wenigstens

das kriechende Wesen eines Bittstellers in seinem Gesicht — wäre das auch unmöglich?“

„Sie erlauben, Herr Collegienrath, daß ich Opposition dagegen erhebe,“ lächelte Rohden. „Von der Demuth und dem kriechenden Wesen der Bittsteller möchten wir wohl absehen, da giebt es Leute darunter, denen man die Bettelei nicht anmerkt, die stolz und befehlend dabei aussehen, daß man in größter Verlegenheit ist, wie man die Art Menschen tituliren soll. So erinnere ich mich, vor drei oder vier Wochen der Frau Gräfin Monartowska von einem solchen stolzen Burschen einen Bettelbrief überreicht zu haben, das war grade so eine Gestalt wie der Bakunin, von dem Sie vorhin uns ein Signalement entwarfen — und wahrhaftig, als er den Deckel vor mir abnahm — ich hatte es nämlich zuerst gegen ihn gethan, weil ich in Verlegenheit war und nicht wußte, wen ich vor mir habe — bemerkte ich mehrere kleine Löckchen oberhalb seiner Stirn, dessen entsinne ich mich genau.“

„Sollte das möglich sein?!“ rief der Collegienrath erstaunt.

„Ob es möglich sein kann?“ wiederholte Rohden, der nicht ahnte, daß Custenew in diesem Moment eine ganz andere Combination verfolge, die sich plötzlich vor seinem Scharfblick aufgeschlossen — „gewiß ist es möglich.“

Jetzt forderte der Collegienrath ihn auf, den fraglichen Bittsteller genau zu beschreiben und flüsterte dabei

dem Baron zu: „Achten Sie auf jedes seiner Worte, ich werde Ihnen die Ursache erklären.“

Rohden detaillirte in seiner Unwissenheit seine Begegnung mit dem Bittsteller so genau, wie irgend Jemand eine Aussage zu Protokoll geben würde.

„Und die Gräfin beschenkte ihn mit einer Gabe?“ fragte Custenew.

„Ich weiß das nicht, Sie legte das Billet in ihre Chatoulle. Wie es mir schien, war es nur sein Gewerb, das Billet in die Hände der gnädigen Frau gebracht zu wissen, denn als ich sie verließ, war er längst nicht mehr da.“

„Aber die Gräfin sprach über sein Schreiben mit Ihnen, Herr von Rohden?“

„Nein, Herr Collegienrath — kein Wort; aber sie las es durch, das entsinne ich mich.“

Custenew zog die Uhr und sagte: „Es ist spät, ich muß fort, Herr Baron. Sie wollten mir in Ihrem Zimmer die prächtige Acquisition eines Van Dyk zeigen — wäre es Ihnen jetzt vielleicht gefällig?“

Ein Wink mit den Augen, den der Collegienrath dem Baron gab, bestimmten diesen, sogleich zu willfahren. Als Beide in des Barons Zimmer sich befanden, hob Custenew an:

„Die Gräfin steht mit Bakunin in Verbindung, es ist gewiß — Bakunin war es, welcher durch Rohden ihr das Billet überreichen ließ und wir haben Beide in un-

serer Gewalt, wenn der Satan kein falsches Spiel mit uns treibt.“

Am Nachmittag desselben Tages begaben sich Beide zu ihr.

„Frau Gräfin,“ hob der Collegienrath an, nachdem die Begrüßungen beendet waren und die Gräfin ihr Erstaunen ausgesprochen, diesen Besuch zu empfangen, „Frau Gräfin, die Ursache, welche uns zu Ihnen führt, ist für Ihr Herz, wie für Ihre Zukunft von größter Wichtigkeit. Sie erinnern sich, daß ich bei jener Verschwörung betheiligt war, die Ihnen den Gemahl raubte — damals entging ich glücklich dem Verrath — ja man belohnte mich sogar, weil ich mir den Anschein zu geben wußte, als sei ich es, der Ihren Herrn Gemahl in die Hände der Gensd'armen und Kosaken geliefert habe. Sie müssen mir zugestehen, gnädige Gräfin, man kann nicht aufrichtiger sein, als ich es gegen Sie bin. Erlauben Sie mir fortzufahren in meinem Bekenntniß. Damals war ich thöricht genug, die Gnade des Kaisers zu verachten und jenen Verblendeten anzuhängen, die sich gegen die Sicherheit Rußlands verschworen hatten. Sie werden sich vielleicht noch jenes Tages in Paris erinnern, wo ich Sie im Namen Ihres in Sibirien schmachtenden Gemahls aufforderte, eine Verschwörung gegen des Kaisers Leben zu unterstützen — nicht wahr? Einige Tage später ließ mich Se. Excellenz, der Herr von Kisselef, unser Geschäftsträger in Paris, zu sich rufen und als ich bei ihm

erschien, legte er mir die Namensliste aller Derer vor, welche Theil an der Verschwörung genommen, unter deren Namen der meinige mit obenan stand. Ich war zerschmettert, ein Verrath war geschehen. „Ich habe den Befehl, Sie sogleich nach Petersburg zu schicken. Ihr Schicksal erwartet Sie dort!“ bemerkte der Geschäftsträger. „Werden Sie dem Befehle Sr. Majestät des Kaisers Folge leisten?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Ich werde Ihren Gehorsam Sr. Majestät berichten und dies wird Ihre Strafe mildern.“

Zwei Tage später verschwand ich aus Paris und der günstige Wind trieb das Lübecker Dampfboot, mit dem ich die Ueberfahrt nach Petersburg machte, dem Ziele zu. Herr von Kisselef hatte Recht, mein Gehorsam erwirkte mir die Verzeihung Sr. Majestät des Kaisers. „Sein Sie nun für mich, wie Sie bisher gegen mich waren,“ sprach der Kaiser, „suchen Sie die Pläne derer zu erforschen, die meine Feinde sind — zeigen Sie, daß Sie ein dankbares Herz haben, welches Gnade und Großmuth erkennt.“

Custenew machte eine kurze Pause, dann sagte er: „Nun, Frau Gräfin, warum soll ich es Ihnen verhehlen, ich bin jetzt ein Agent, ein Emissär des Kaisers.“

Gräfin Monattowska antwortete nach kurzem Schweigen: „Ich begreife nicht, was mich das angeht?“

„Viel, meine Gnädige — denn Sie stehen auf der

Liste Derer, die schlimme Pläne gegen Rußland im Sinne führen. Ich wünsche, daß es ein Irrthum sei."

„Ich gebe Ihnen zu bemerken, daß ich keine Russin, keine Polin, überhaupt keine Unterthanin Ihres Kaisers bin."

„Sie sind aber die Gemahlin eines Mannes, der in Sibirien schmachtet und von Ihnen Hilfe erwartet," entgegnete Custenew, sein Taschenbuch hervorziehend und aus demselben ihr ein Blatt überreichend, welches eine volle Seite Geschriebenes in verbleichten Schriftzügen enthielt. „Lesen Sie, meine Gnädige."

„Gott im Himmel, die Hand Monartowski's, meines Gemahls!" rief die Gräfin mit dem Blatte zum Fenster stürzend.

Custenew gab dem Baron einen Augenwink und ein flüchtiges, boshaftes Lächeln streifte über sein Gesicht hin. Tiefe Ruhe herrschte im Zimmer.

Endlich brach ein Thränenstrom aus den Augen der Gräfin und sie sank, das Blatt fallen lassend, mit gerungenen Händen am Fenster in die Knie, sich ganz dem Schmerze hingebend, der sie so gewaltig ergriffen hatte.

„Aurelie!" rief der Baron und wollte ihr aufhelfen.

„Lassen Sie sie, mein Freund — Jedes hat seine Zeit, auch der Schmerz," sagte Custenew leise.

Wieder folgte eine Pause.

Die Gräfin erholte sich nach und nach und fragte nach einer Weile: „Wie kamen Sie zu diesem Blatte?"

„Ihr Gemahl ist einer von den wenigen Glücklichen, die in Sibirien Barmherzigkeit gefunden haben — es ist eine Seltenheit, daß ein Zeichen des Lebens von einem Gefangenen der Bergwerke in die sonnenbeschienene Welt dringt. Betrachten Sie dieses seltene Glück als eine Aufforderung, so zu handeln, daß Ihr Gemahl frei wird, daß der Kaiser ihn begnadigt.“

„Wie? wie soll ich handeln? Sagen Sie mir, mein Herr — ach, Monartowski bittet so flehentlich um seine Freiheit — sein Haar ist weiß geworden, sein Leib elend und krank, schreibt er. O mein Gott, wie soll ich ihn retten?“

„Es wird Ihnen nicht schwer fallen — liefern Sie Bakunin in meine Hände.“

„Bakunin? ich ... weiß nichts von ihm.“

„Es ist Schade, daß er von Ihnen weiß, daß er sogar es wagt, Billets in eigener Person an Sie abzuliefern, Frau Gräfin.“

Aurelie erbleichte. Darauf war sie nicht vorbereitet.

„Ich hoffe,“ sagte der Baron, „Du wirst jetzt besonnen genug sein, Aurelie, um den Vortheil, den Herr Custenew aus Freundschaft zu uns Dir bietet, nicht außer Augen zu lassen. Es wäre entsetzlich, wenn Du Dich und uns aus Eigensinn compromittiren wolltest, mit einem Hochverräther in Verbindung zu stehen.“

„Sie irren, Herr Baron,“ antwortete Aurelie; „ich lernte Herrn Michael Bakunin allerdings vor einigen

Jahren hier in Dresden kennen und fand ihn dann später in Paris wieder, jetzt aber ......" Custenew's lächelnde Miene brachte sie so in Verwirrung, daß sie sich abwendend, mitten in ihrer Entgegnung abbrach.

„Meine Gnädige, ich sehe mit Vergnügen, daß Sie der Unwahrheit Feindin sind, denn sonst würden Sie mit mehr Ruhe uns zu täuschen suchen," redete der Collegienrath. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu diesem Vorzuge aufrichtig Glück zu wünschen."

Aurelie antwortete darauf: „Es scheint mir, als ob Sie diesen Vorzug schon lange entbehrten, Herr Collegienrath."

„Es ist möglich, meine Gnädige — die Wahrheit ist zuweilen sehr problematischer Natur."

„In manchen Fällen vielleicht auch zu wenig einträglich," versetzte die Gräfin in scharfem Tone.

„Ich stimme Ihnen bei, Frau Gräfin, und wünsche, daß Sie zu dieser Ansicht gelangen möchten, besonders wenn unleugbare Beweise für dieselbe vorliegen."

Mit diesen Worten öffnete Custenew abermals sein Taschenbuch und entnahm demselben ein Blatt, das er Aurelien gab. „Lesen Sie, gnädige Frau — Sie kennen doch wohl Bakunins Handschrift?" fragte er.

Die Gräfin überflog in größter Verwirrung das Blatt; es war ein Billet Bakunins an einen in Posen wohnhaften Edelmann, in welchem er dem Letztern meldete, daß fast Alles zur großen Katastrophe vorbereitet sei und dann

mit den Worten schloß: „Ich habe hier ein herrliches Asyl gefunden, eine Sicherheit, die jedem Argusauge der Polizei spottet. Auch ließ mich das Glück mehrere Freunde als hier anwesend entdecken, die Ihnen gewiß noch von unserm Aufenthalt zu Paris aus erinnerlich sein werden und mit uns ein Ziel erstreben. Dahin gehören Herr von Czapliki, die Gräfin Monartowska, der Weltpriester Adamewsky u. A. m. Wirken Sie im Stillen fort, theurer Freund, wenn der große Erntetag erscheint, wird uns Allen ein herrlicher Lohn."

Während des Lesens wurde Aurelie gefaßter und als sie das Billet zurückgab, sagte sie: „Sie selbst können keinen Beweis irgend einer Verbindung zwischen mir und Bakunin darin auffinden, Herr Collegienrath. Ich wünsche diese mir lästige Scene zu beenden."

Sie ging nach dem Klingelzug.

Custenew vertrat ihr den Weg.

„Mein Herr," — rief die Gräfin erstaunt — „was soll das?"

„Einen Augenblick nur, meine Gnädige — was birgt Ihre Chatoulle?"

„Wie, mein Herr?"

„Frau Gräfin, es geschieht zu Ihrem eigenen Besten, daß wir so handeln; Sie sind in unsern Augen eine Kranke, die mit Gewalt zur Genesung gezwungen werden muß. Ihre Chatoulle birgt Briefe, Sie werden uns erlauben,

diese Corespondenz zu untersuchen, da Sie selbst so hartnäckig uns jede Auskunft verweigern."

Die Gräfin war erstarrt von dieser grenzenlosen Frechheit.

„Und Sie, Herr Baron, sind mit diesem Menschen in Verbindung?" rief sie empört.

„Nur zu Deinem Heile, Aurelie, und um uns vor jeder uns möglicherweise treffen könnenden Compromittirung zu sichern," war die Antwort des Barons.

Custenew wendete sich nach dem Pfeilertisch, auf welchem die Chatoulle mit aufgeschlagenem Deckel stand, während der Baron Aurelien den Weg zum Klingelzug sowohl, als zur Thür vertrat. „Sie werden diese Schändlichkeit nicht ausüben!" rief die Gräfin Jenem zuvoreilend und mit den Händen und der Büste ihres Körpers die offene Chatoulle schützend, in der allerdings mehrere Papiere sichtbar lagen.

„Meine Gnädige," redete Custenew — „wer einmal die Bahn des Unrechts, der Ungesetzlichkeit betritt — Sie sehen, ich gestehe ein, daß wir uns nicht auf dem Boden des Rechtes bewegen — der geht auch darauf fort, im schlimmsten Falle ist er in demselben Verlust beim Fortschritt auf dieser Bahn, als hätte er sie nur mit einem Fuße überschritten — im günstigen Falle gewinnt er, was er hofft. Ich bin zum Fortschritt entschlossen, meine Gnädige — um Ihrer selbst willen, hemmen Sie ihn nicht."

„Nein — Ihre Hand soll mein Eigenthum nicht

berühren!“ rief die Gräfin und die nicht zu große Chatoulle mit beiden Händen ergreifend, flüchtete sie, ihm den Rücken wendend, in die Ecke des Zimmers.

Custenew eilte ihr rasch nach, der Baron trat heran.

„Sie sind sehr hartnäckig, meine Gnädige,“ sagte Custenew, ihr die Chatoulle rasch entreißend, bei welchem Ruck mehrere der darin liegenden Papiere herausflogen. Der Baron bückte sich darnach und Custenew ging mit der Chatoulle dem Tische zu. Die Gräfin wankte nach der Ottomane, in deren Kissen sie sich niederwarf.

Beide Männer ließen sie unbeachtet, Custenew durchflog die Papiere, der Baron unterstützte ihn dabei.

Gräfin Monartowska würde jedenfalls keine Anstrengung gemacht haben, den Inhalt der Chatoulle dem Spionsblick des nichtswürdigen Custenew zu entziehen, wenn sie nicht von dem angstvollen Bewußtsein getrieben worden wäre, daß ihm ein Billet in die Hände fallen müsse, welches sie vor kaum einer Viertelstunde durch die Stadtpost erhalten, in dessen Lesung sie durch den Besuch Beider gestört worden war und es daher in Eile in die offene Chatoulle geworfen hatte. Glücklich hatte sie dies verhängnißvolle Blatt, von Bakunins Hand geschrieben, indem sie sich mit der Chatoulle flüchtend von Custenew abwendete, erfaßt. Custenew's Eifer, durch den Verdacht, daß sie nicht umsonst sich zu einer solchen Vertheidigung hinreißen lasse, gesteigert, ließ ihn nicht bemerken, daß sie ein Papier noch in der Hand hielt, als der Kasten sich bereits

in den seinen befand — der Baron stieß wie ein Raubvogel auf die Papiere, welche herausgefallen waren und da Beide Aurelie unbeachtet zur Ottomane hinwanken ließen, fand Diese Gelegenheit, es unter dem Spitzenkragen, der den Busenausschnitt ihres Kleides bedeckte, zu verbergen. Der heftige und jähe Wechsel der Empfindungen, der sie so tief erschütternde Schmerz über das traurige Schicksal ihres Gemahls, die Empörung über Custenew's und ihres Stiefvaters Niederträchtigkeit und die Angst um das Billet, konnte indeß nicht ohne Folge auf sie bleiben, die Sinne vergingen ihr und als Custenew und der Baron gänzlich unbefriedigt mit ihren Nachforschungen, — sie fanden nur ganz gleichgültige Papiere — sich wieder zu ihr wendeten, erkannten sie schnell Aureliens Zustand. Wir schilderten bereits den günstigen Zufall, der der Gräfin Gelegenheit verschaffte, das verhängnißvolle Blatt, welches sie bei sich selbst nicht sicher glaubte, zu entfernen. Im ersten Augenblick überlegte sie nicht, daß sie durch das Vertrauen, welches sie in der Angst dem Knaben schenkte, eine Entdeckung herbeiführen konnte, welche nicht nur sie, sondern auch Bakunin und seine Freunde, sowie auch den greisen, ehrwürdigen Oberst in unsägliche Verlegenheit stürzen mußte.

Der Baron trug den Ausdruck des ungünstigen Resultates der niederträchtigen Handlung, welche er unterstützt hatte, in einer unendlichen Verlegenheit in seinem Gesichte; Custenew dagegen lieferte den Anblick eines nicht so leicht aus der Fassung zu bringenden Diplomaten, der für Alles

einen logischen Schluß in Bereitschaft hat. „Meine Gnädige," sagte er — „ich bitte um Vergebung, daß mich ein Irrthum so sehr täuschen konnte, oder vielmehr, daß diese Stunde zu einer jener Vielzahl ungünstiger gehört, die uns oft auf lange Zeit hin furchtsam in unsern Unternehmungen machen können. Ich werde das, was jetzt geschehen ist, nach Petersburg berichten, vielleicht kann es dazu dienen, in dem Schicksale Ihres Herrn Gemahls eine Aenderung zu bewirken. Vergessen Sie das Ereigniß dieser Stunde, Frau Gräfin, und — Sie haben in mir einen Freund, der Ihnen Seine Hilfe verspricht, wenn Sie ...."

„Ich werde mich bestreben, die Gemeinheit und Frechheit zu vergessen, zu welcher Sie sich mit dem Herrn Baron vereint haben," sprach die Gräfin — „gehen Sie und nehmen Sie das Bewußtsein mit, daß ich Sie Beide verachte."

Die Gräfin hatte sich erhoben und war rasch zu dem Klingelzug getreten, an dem sie heftig riß.

„Frau Gräfin," sagte Custewew ....

„Ich habe mit Ihnen nichts zu verhandeln."

Michailowsky trat ein.

„Diese Herren wünschen von Dir hinausbegleitet zu werden, Michailowsky — thue es, öffne ihnen die Thüren."

„Aurelie!" rief der Baron — „Du wirst ..."

Mit einer leichten Neigung des Kopfes verließ Grä-

fin Monartowska das Zimmer, in das Nebengemach eintretend, dessen Nachtriegel sie schnell vorschob.

Einige Augenblicke standen Custenew und der Baron unbeweglich, dann sagte der erstere laut: „Gehen wir, cher Baron — wir haben noch Mehreres zu besprechen.“

Michailowsky begleitete sie schweigend und als er hinter ihnen die Thüre des Vorzimmers schloß, sagte er, indem er sich an den kleinen Brotzwiebackverkäufer unwillkürlich erinnerte, ironisch feixend vor sich hin: „Das war nit dobri.“

Das Ereigniß, welches wir im vorigen Abschnitte erzählten, blieb, wie sich von selbst versteht, ein Geheimniß, insofern es nicht laut von den betheiligten Personen besprochen wurde. Der Baron hatte alle Ursache, über den Ausgang jenes Besuches unzufrieden zu sein, welche Stimmung er sogar gegen Custenew nicht verbergen konnte und ihm deshalb ziemlich starke Vorwürfe machte. Noch mehr vermehrt wurde indeß der Aerger des Barons, als der Besitzer des Hauses zu ihm kam und ihn um seine Verwendung bat wegen Zurücknahme des auffallenden Entschlusses der Frau Gräfin Stieftochter, ihr Logis jetzt so plötzlich zu verlassen.

Dieser Entschluß der Gräfin war dem Baron außerordentlich unangenehm. Das plötzliche Verlassen des Logis von Seiten der Gräfin ließ leicht auf die Idee einer Collision unter der Familie kommen und der Baron wünschte

nichts so sehr zu vermeiden, als gerade dies. „Der Satan hat mich verblendet, daß ich dem Collegienrathe Gehör gab und auf seine Entdeckungsmanier einging,“ sagte er zu seiner Gemahlin — „wir sind compromittirt, wenn Aurelie eine andere Wohnung bezieht. Laß uns auf ein Mittel sinnen, sie zu versöhnen.“

Die Baronin hatte in der Regel eine Menge Ideen, aber in Fällen, wo deren welche vonnöthen waren, fühlte sie sich gedankenarm. Das einzige Mittel blieb eine Demüthigung für sie, nämlich Aurelien einen persönlichen Besuch zu machen, um bei der Gelegenheit sie zu einem andern Entschlusse umzustimmen.

Die Gräfin nahm den Besuch der Baronin nicht an und diese unerwartete Demüthigung der hochmüthigen Frau brachte den Baron, der am meisten darunter litt, fast zum Wahnsinn aus Verdruß — die nächste Folge davon war ein etwas unangenehmer Auftritt zwischen ihm und Herrn von Custenew, der von dieser Stunde an nicht mehr das Haus betrat.

Gräfin Monartowska hatte ihre vollkommene Ruhe wieder gewonnen, als zwei Tage später der kleine Brotzwiebackverkäufer bei ihr erschien und das ihm übergebene Billet ihr zurückstellte. Sie beschenkte den Knaben, da er jede Annahme von Geld standhaft verweigerte, mit einigen Nipp-Gegenständen, die ihm außerordentlich Vergnügen machten und kaufte ihm den Inhalt seines ganzen Korbes ab. Fritze lachte über's ganze Gesicht und sagte sehr fröhlich:

„Das ist dobri — sehr dobri — außerordentlich dobri.“

Die Heiterkeit des armen Jungen war auch für die Gräfin eine Erheiterung. Sie fühlte eine Neigung zu ihm, der so natürlich und doch dabei liebenswürdig war.

Er mußte ihr von Zuhause erzählen; das Geständniß der bittern Armuth, die daselbst herrschte und die er in einfachen, durchaus nicht auf Rührung berechneten Worten schilderte, ergriff die Gräfin tief, vorzüglich war es die innige Liebe zu seiner Mutter, die wie ein Lichtpunkt in dem düstern Gemälde trüber Sorgen für den kommenden Tag und Entbehrungen aller Art durchschimmerte.

Diese arme, aller Noth preisgegebene Mutter besaß ein Glück, das sie, die reiche, sorgenfreie, in den Genüssen des Wohlstandes lebende Gräfin entbehrte — sie konnte ihr Kind lieben, sie hatte ein Herz auf dieser Welt, das einzig ihr gehörte.

Unwillkürlich traten ein paar große Thautropfen in die Augen Aureliens.

Der Knabe bemerkte es und fragte ganz erschrocken: „Herjes! warum weint denn die gute gnädige Frau Gräfin? Habe ich was Dummes gesagt? Na, nehmen Sie's nich übel, mit Fleiß habe ich's nich gethan. Das wär ooch gar nich möglich, denn sehen Sie, gute gnädige Frau Gräfin, ehe ich Ihnen was zu Leide thäte, da thäte ich mir's lieber selber, so lieb habe ich Sie.“

Aurelie fühlte sich von diesem Ausdrucke der Zuneigung des Knaben so sehr ergriffen, daß sie ihrem Gefühle

unwillkürlich folgend, ihn zu sich zog und allen Abstand ihres Ranges von der großen Armuth des Knaben vergessend, einen Kuß auf seine Stirn drückte.

„So gut sind Sie mir?“ rief Fritze jubelnd — „ach, das ist 'ne Freude für 'nen armen Jungen wie ich bin! Wenn's nur ginge, daß man zwei Mütter haben dürfte, die gute gnädige Frau Gräfin müßte meine zweite Mutter sein. Sie haben wohl gar keen Kind?“

„Nein,“ antwortete Aurelie, schmerzlich von dieser Frage berührt — „ich bin eine kinderlose Mutter.“

„Das ist recht traurig,“ sagte der Knabe — „und Sie haben die Kinder so lieb! Wenn's der gnädigen Frau Gräfin recht wäre, ich möchte ihr Kind sein — freilich, das geht nich, weil ich so 'n blutarmer Junge bin; aber die gute gnädige Frau Gräfin lieber haben, als ich, das könnte wohl keen Anderer und wenn er noch so reich und vornehm wäre. Alle Tage würde ich suchen, Ihnen Freude zu machen. Weinen sollten Sie gar nich mehr — o, das müßte ganz dobri für uns Beide sein.“

Der Knabe stand vor ihr mit dem offnen, freundlichen Gesicht und den vor Freude leuchtenden Augen; sein Anzug, obwohl sehr ärmlich — denn für den Preis von fünf Thalern ist nicht viel Besonderes zu erwarten — verrieth, da kein Fleckchen, kein Stäubchen auf ihm sichtbar war, eine große Selbstachtung und erhöhete seinen persönlichen Werth. Die Gräfin betrachtete ihn eine Weile mit Wohlgefallen, dann sagte sie, ihm die Hand reichend:

„Nun, wir wollen es versuchen, mein Kind.“

Fritze jubelte auf. „O das wird prächtig sein!“ rief er — „jetzt habe ich zwei Mütter und Beide haben mich so lieb, wie eine Mutter — nich wahr? Sagen Sie mir nur hübsch Alles, was ich nich thun soll, ich möchte Ihnen gar zu gern recht, recht viele Freude machen. Wäre ich 'n vornehmer Knabe in schönen Kleidern, da wüßte ich freilich Alles schon; aber bei uns zu Hause ist's nich vornehm, wir leben so grade hin, wie's kommt, manchmal was, manchmal ooch gar nischt. Sehen Sie, gute gnädige Frau Gräfin Mutter — nich wahr, jetzt muß ich so sagen? — Sie sprechen ganz andersch als wir, das höre ich recht gut, 's klingt viel besser — ich möchte ooch so sprechen, das könnten Sie mir lernen. Ich werde recht sehr aufpassen — gewiß, was Ihnen an mir nich gefällt, das muß Alles, Alles weg. — Meenen Sie nich, daß noch was aus mir wird, wenn ich mich recht zusammennehme?“

Die Stunde, in welcher der Knabe bei Gräfin Monartowska war, verging dieser ungemein schnell. Mit dieser Errungenschaft schien in ihr verdüstertes Leben ein Reiz gekommen zu sein, der wohlthätig auf sie wirkte. Die Heiterkeit des armen Jungen, so natürlich und zum Herzen sprechend, seine Liebkosungen, aus der Fülle eines kindlichen Gemüthes hervorgehend und fern aller Unzartheit, waren für sie ein der Ungewohntheit wegen anziehender Gegenstand, der, unterstützt von einer unwillkürlichen Neigung zu ihm, einem Lichtstrahle glich, welcher plötzlich die

trübe Stimmung ihres Gemüthes zerstreute. Sie sagte ihm, daß sie nur noch wenig Tage hier wohnen werde und bezeichnete ihm das Haus am Altmarkte, in dem ihre künftige Wohnung sich befände.

„O, ich bleibe nich aus, gute gnädige Frau Gräfin Mutter — ich finde Sie schon auf; aber wär's nich gut, wenn Sie's Ihrem dicken Bedienten draußen sagten, daß er mich nich immer so huscht — er hat schreckliche Finger und greift mich wie 'n Stück Holz an. 'S mag sonst 'n ganz guter Herre sein, der Michelaffe, wie Sie 'n heeßen; aber er hat 'ne schlechte Gewohnheet, er packt gleich zu und das gar nich etwa feine, ne, man fühlt's gehörig."

„Der Michailowsky ist sonst ein guter Mensch, der kein Kind beleidigt," entgegnete die Gräfin.

„Ja, sehen Sie, das ist's eben, er sieht mich vor seines Gleichen an. Wenn die gute gnädige Frau Gräfin Mutter ihm aber sagt, daß ich Ihr Kind geworden bin, da wird er das Huschen wohl bleiben lassen. Meenen Sie nich ooch?"

„Er soll m e i n e m Kinde nichts mehr zu leide thun, ich verspreche Dir's."

„Das ist dobri!" lachte der Knabe recht fröhlich.

In der That bedurfte auch die Gräfin eine solche Zerstreuung, die ihr Herz so berührte, denn der Auftritt mit Custenew hatte einen tiefen Schmerz über sie gebracht, eine Wunde, die durch die Länge der Zeit nicht geheilt, vor dem Auge der Welt nur vernarbt schien, auf's Neue wie-

der aufgerissen — die Erinnerung an ihren Gemahl, der, ein elender Verurtheilter, in den Bergwerken Sibiriens schmachtete.

Oft überraschte sie der Zweifel, ob das Blatt von seiner Hand beschrieben, keine Mystifikation sei, welche Custenew dazu gebraucht habe, um sie zum Verrathe Bakunins zu treiben.

Dann nahm sie es vor, ihre Blicke wurzelten fest auf den Buchstaben der Schrift. Je länger sie sie ansah, desto deutlicher trat die Wahrheit, daß es seine Handschrift sei, vor ihre Augen. Sie erinnerte sich, daß er beim Schreiben die seltsame Gewohnheit gehabt, wenn er einen Satz geendet hatte, mit der Feder einige lose Haarstriche, kaum sichtbar, hinter dem Punkt zu machen. So sehr verbleicht die Dinte auch war, so fand die Gräfin doch diese Gewohnheit bestätigt. Sollte eine Nachahmung sich so treu an das Original seiner Schrift gehalten, auch diesen so geringfügigen, unscheinbaren Umstand nicht außer Augen gelassen haben? Es war wohl möglich, aber nicht gut denkbar. Daß es nichts Ungewöhnliches war, daß ein Verbannter in Sibirien einen Hilferuf an seine „innerhalb der Brennpunkte der Civilisation“ lebenden Freunde richtete, wußte Aurelie — ihr Aufenthalt in Petersburg hatte ihr Gelegenheit gegeben, selbst Zeugin einer Scene zu werden, die damals ihr Herz und Gefühl empörte. Einer dieser verurtheilten Unglücklichen sendete durch eine ihm günstige Gelegenheit ein Schreiben an seine Familie, welche kaum

dazu zu vermögen war, dasselbe anzunehmen — die Verbannten haben keine Freunde, keine Familie mehr, mit dem Verluste ihres Namens haben sie in den meisten Fällen Alles verloren, auch die Herzen, auf die Gott sie angewiesen.

Was konnte sie zur Rettung ihres unglücklichen Gemahls thun? — Nichts. Und doch dämmerte in ihrer Seele eine Hoffnung auf, der sie sich in den trüben Stunden dieses Kummers immer mehr und mehr zuneigte. Diese Hoffnung verband sie mittelbar mit Bakunin.

Er hatte vor ihr ein Bild der Zukunft entrollt, das sich ihren Kummer beschwichtigend, ihre Seele mit Erwartungen erfüllend, an ihr Herz legte. So bestimmt als er damals in Paris zu ihr gesagt hatte: „Es ist eine Lüge, daß jetzt auf eine Revolution in Rußland nur die geringste Hoffnung ist — sie lebt nur erst in dem Gedanken“ — eben so bestimmt und voll sicherer Ueberzeugung sagte er jetzt zu ihr, als sie in Begleitung Malwinens von Stönsdorf einen Besuch bei dem alten Oberst von Sonnenberg und dessen Tochter Regina machte und ihn nach einem mehrjährigen Zeitraum zum erstenmale wiedersah: „Es ist eine Wahrheit, daß jetzt auf eine Revolution in Rußland zu rechnen ist, Gräfin. Der Gedanke hat Wurzel geschlagen in den Herzen Derer, von denen aus im Czaarenreiche eine Umwälzung nur allein erfolgen kann. Derselbe Blitz, der am 24. Februar vorigen Jahres (1848) Ludwig Philipps Thron zertrümmerte, hat auch in Rußland eine

Flamme entzündet; noch brennt sie verborgen, wohl gehütet, daß kein Verräther sie erblickt, aber in wenig Monden ist der Zeitpunkt da, wo sie zum ungeheuren Brande ausbrechen und ihre Flammen über den blutbefleckten Thron der Romanow's zusammenschlagen wird. Dann, Gräfin, schlägt auch für die Verurtheilten in Sibirien der Erlösungstag, sie werden zurückkehren in die Arme derer, die ihr trauriges Loos beweint haben. Es wird ein freies, gesundes Rußland geben, das seine göttliche Sendung, die Freiheit den Nationen der Erde erringen zu helfen im Kampfe gegen die Dynastieen, die jetzt noch ihren Fuß auf den Nacken der Menschheit setzen, mit Liebe und Eifer erfüllen wird, damit Alle voll Inbrunst rufen können: das ist der Tag, den Gott gemacht!“ —

Bakunins Wangen hatten sich geröthet, seine Augen glänzten — er glich einem Seher, dem die Zukunft erschlossen ist und welcher in heiliger Verzückung das verkündet, was seinem Geiste vorschwebt.

Der Gräfin sanfte Seele würde sich unter andern Umständen mit Entsetzen von dem Gedanken an eine Revolution abgewendet haben, in diesem Moment jedoch empfand sie keine Angst — wie wäre das auch möglich gewesen? Der feierliche Ernst Bakunins erhob den Gedanken an einen solchen Umsturz zu einem Triumph der Gerechtigkeit, er erschien ihr wie ein Prophet erhaben, von einem heiligen Geiste erleuchtet, durchdrungen. Und selbst der Zufall war dieser träumerischen Vision, die ihren Geist so

plötzlich und mächtig ergriffen, günstig. Sie waren — der alte Herr konnte sie wegen den Gichtschmerzen an seinen Füßen nicht begleiten und Regina und Malwina waren im Zimmer der Ersteren geblieben, denn sie hatten sich so viel gegenseitig zu erzählen, daß sie gar nicht an Anderes denken konnten — die lehnan sich hebenden Gänge des ziemlich umfangreichen Weinbergsstücks hinaufgegangen; das Wetter war so milde, ein reiner blauer Himmel umrahmte Berg und Thal und auf den Höhengipfeln lagen die Sonnenstrahlen wie zum glühenden Kusse der Mutter Erde niedergeworfen oder zitterten an den Waldsäumen hin, die sich auf den Höhenrücken gleich beweglichen Kronen hinziehen. Jetzt standen sie auf der Höhe — die Nachmittagssonne brannte nieder, Bakunin stand in ihrem Licht, er schien von ihren Strahlen umflossen, die große kräftige Männergestalt glich einem gebietenden Geiste, vor dem die Welt ausgebreitet liegt in all' ihrer reizenden Schöne. Die Gräfin fühlte sich so wunderbar von diesem Moment angeregt, daß sie kaum fähig war, zu sprechen. Sie hielt beide Hände auf die Brust gefaltet — eine Pause folgte, dann fragte sie leise: „Und darf auch ich an diesem Werke der Befreiung mit Theil nehmen?"

„Wer hat ein größres Recht darauf, als Sie, Gräfin?" entgegnete Bakunin. „Beweinen Sie nicht das traurige Geschick eines lieben Gemahls? Hat nicht der schändlichste Verrath Ihr Glück zerstört? Hat nicht der Fluch der Denunciation, der die Lebenskräfte Rußlands

entnervt, auch Alles von Ihrem Herzen gerissen, was Ihnen lieb und theuer war? Ja, es ist Ihre heilige Pflicht sogar, thätig zu sein nach Ihren Kräften, es ist eine Schuld, die Sie zu erfüllen haben. Der Verurtheilte in den Bergwerken Sibiriens fordert Sie dazu auf, er hat ein Recht auf Ihren thätigen Beistand zu seiner Befreiung, die nur mit dem Umsturz der Dynastie Romanow bewirkt werden kann."

Er riß sein Gilet auf und zog ein unter dem Chemiset verborgen ruhendes Papier hervor.

„Lesen Sie diese Namen, Gräfin — es sind die Derjenigen, welche der Republik Rußland den Eid der Treue geleistet haben. Sie werden unter diesen Namen gewiß Viele finden, die Ihnen bekannt sind."

Mit Erstaunen sah die Gräfin den Namen des wirklichen Geheimrath Pietrozewsky an der Spitze dieser Liste. Sie hatte diese schon damals sehr angesehene und einflußreiche Familie kennen lernen, obwohl ihr Chef zu der Zeit noch nicht wirklicher Geheimerath gewesen, welcher Rang in Rußland dem des Oberbefehlshabers des Heeres gleich ist und in der ganzen Monarchie nur einen Tschinn oder Klasse des Staatsdienstes, der des Kanzlers, welcher auf gleicher Stufe mit der Feldmarschallswürde steht, über sich hat. —

„Erstaunen Sie, Gräfin, Männer wie Pietrozewski auf dieser Namensliste zu finden?" fragte Bakunin lächelnd. „In Rußland kann es nur Emeuten geben, die

von unten auf erschüttern, Revolutionen aber müssen in diesem Reiche, wo die Sonne nicht schlafen geht, dem Blitze gleich sein, sie müssen von oben kommen, sie müssen zerschmettern. Sie sehen, Gräfin, die besten Männer des Landes, das eiserne Grenzen um sich gezogen zu haben glaubt und den Gedanken der Freiheit ärger als die Pestseuche fürchtet, reichen sich die Hand zum großen Werke. Petersburg ist der Sitz dieser Verschwörung, wenn wir einer so gerechten Erhebung diesen profanen Namen beilegen dürfen — von dort aus breitet sie wie eine Sonne ihre Strahlen, ihre Elemente über alle Provinzen aus. Die hohe Stellung der Betheiligten macht deshalb auch die außerordentlichsten Hilfsmittel möglich, da Mitglieder aller Behörden auch Mitglieder dieses Bundes sind. Das wesentlichste Hilfsmittel, jeden Entschluß, jeden Gedanken mit unglaublicher Schnelligkeit in die entferntesten Provinzen gelangen zu lassen, besteht in den außerordentlichen Postbefehlen, vermöge welcher jeder Postmeister bei schwerer Strafe gehalten ist, die Emissaire, die unter dem Namen kaiserliche Boten reisen, augenblicklich mit Hintansetzung aller übrigen Reisenden zu expediren. Polen ist nur durch ein einziges Mitglied vertreten — es ist unnöthig, einen Faden länger zu spinnen, als er gebraucht wird. Polen ist das Land, auf welches jede russische Verschwörung ohnedieß mit Bestimmtheit rechnen kann, wenn sie ihr Haupt einmal erhoben hat. Und an diesen Bund knüpfen sich die demokratischen Bestrebungen Deutschlands."

Von dieser Stunde an war Gräfin Aurelie Monartowska Theilnehmerin dieses Geheimnisses, das das ungeheure Czaarenreich erschüttern und zu dessen Verwirklichung die nächste Zukunft die Hand bieten sollte, denn bereits war im russischen Cabinet die Hilfeleistung für Oesterreich gegen die Magyaren entschieden und die Entfernung der Heeresmassen aus Rußland, verbunden mit der für das Verschwörungs-Geheimniß erworbenen Theilnahme unter einem Theile der Offiziere der Truppencorps schien das Gelingen des Planes vollkommen zu sichern: nie schienen die Zeitumstände günstiger für eine solche That sein zu können.

Die Gräfin hatte ihren Beistand zugesagt und in Bakunins Hand einen Eid darauf geleistet. Ihr als Dame stand freilich kein solcher Wirkungskreis offen wie einem Mann, dafür gab es Missionen, welche von Frauen mit größerer Sicherheit vollzogen werden konnten, weil das argwöhnische Auge der Polizei im Ganzen doch zartere Rücksichtsnahme gegen das weibliche Geschlecht äußert. Bakunin hatte sie im Voraus darauf aufmerksam gemacht, daß sie sich auf eine Reise nach Prag und Wien gefaßt machen solle, es gälte jetzt, mit den dortigen Freunden der Republik in engster Beziehung zu bleiben, um den Schlag so kräftig als zerschmetternd zu machen; denn es sei nicht allein der Plan, die Dynastie Romanow zu stürzen, sondern auch die Stütze des Absolutismus in Deutschland zu brechen, zu welchem Zwecke bereits in Paris eine Verbin-

dung zwischen dem Fürsten Adam Czartoryski, Graf Teleki, Szarvady, Pulsky und Rieger geschlossen worden sei, deren Ziel: völlige Auflösung des habsburgischen Oesterreichs und ein Föderativbündniß der östreichischen Provinzen mit dem freien und unabhängigen Ungarn.

Die Gräfin bebte zurück vor diesen weitumfassenden, Hand in Hand gehenden Plänen.

„Erschrecken Sie, Gräfin?“ fragte Bakunin lächelnd. „Europa liegt an einer schweren Wunde krank, sie muß ausgebrannt werden, soll der Körper genesen. Furcht vor dieser Operation wäre eine traurige Schwäche und die Folgen derselben dürften auf Jahrhunderte hinaus eine Anklage für die jetzige Generation sein, die nie aus den Büchern der Geschichte zu verwischen sein würde. Jetzt, wo Europa einem Krater gleicht, aus dem von allen Seiten Flammen herauslodern, jetzt ist der Zeitpunkt, wo die Freiheit den Sieg erringen kann; erringt sie ihn nicht, dann liegt sie niedergeworfen in Fesseln — vielleicht um nie wieder zu erstehen — ein immerwährender Fluch für das jetzige Geschlecht.“

Custenew's scheinbar auf Sicherheit basirte Ueberzeugung von einem Einverständniß ihrerseits mit Bakunin, oder um bestimmter uns auszudrücken, mit der noch im Dunkel verborgenen Verschwörung, mußte demnach Aurelien in die größte Verwirrung versetzen, und eine Bestätigung seiner Vermuthung würde die Entdeckung des Billets Bakunins herbeigeführt haben, wenn der Zufall

oder vielmehr der blinde Eifer des Collegienrathes eine solche nicht selbst verhindert hätte. Für die Gräfin war die Veränderung ihrer Wohnung eine unbedingte Nothwendigkeit geworden, denn nicht mit Unrecht ahnte sie, daß der Verrath und die Spionage sie hier überall umgebe. Wie unbedeutend auch Rohden als zum Familienkreise des Barons gehörendes Mitglied sein mochte, so war er doch eben so sehr zu fürchten, denn von wem konnte Custenew's Kenntniß hinsichtlich Bakunins persönlicher Erscheinung bei ihr, als er damals das Billet an sie übergab, kommen, als von ihm? — er allein wußte, daß sie das Billet in die Chatoulle geworfen, und daher stammte jedenfalls auch des Collegienraths Ueberzeugung, dies Behältniß berge Beweise ihrer geheimen Verbindung.

Fräulein von Stönsdorf war die einzige Person aus dem Familienkreise des Barons, welche sie wahrhaft liebgewonnen hatte. Aurelie fürchtete, der Baron und noch mehr seine Gemahlin würden unter den eingetretenen feindseligen Umständen Malwinen jede Fortsetzung des freundschaftlichen Vernehmens mit ihr untersagen, indeß dies war zu ihrer Verwunderung nicht der Fall. Weder die Baronin, noch ihr Gemahl hatten irgend eine Sylbe in Bezug auf die Gräfin in Gegenwart Malwinens geäußert, demnach auch nicht die Freiheit derselben geschmälert, Aurelien ferner zu besuchen.

Entweder war dies ein Resultat des Calculs, in der Person Malwinens ein Verbindungsglied mit der Gräfin

zu haben und so vielleicht die erste günstige Gelegenheit zu einer Versöhnung mit ihr zu benützen, oder irgend eine List, zu deren unbewußtem Werkzeuge sie Malwinen herabzuwürdigen gedachten. Aurelie war darüber in Zwiespalt mit sich. Dem Charakter beider Personen nach glaubte sie an das Letztere und doch war das Erstere ihr noch wahrscheinlicher. Malwina wies sich nicht wenig erschrocken, als sie von Aurelien die bevorstehende Trennung erfuhr.

„Mein Gott, Sie wollen uns verlassen?“ rief sie, „ach, ist es denn nicht ein Unglück für mich, meine Freundinnen immer fern von mir zu wissen! Ein Zwiespalt mit dem Herrn Baron, sagen Sie, nöthigt Sie, eine andere Wohnung zu beziehen und eben so ist zwischen dem alten Herrn Obersten, meiner lieben, freundlichen Regina Vater, und dem Baron, seinem Bruder, eine Abneigung vorwaltend, die, wenn auch nicht mich berührend, doch eine Kluft zwischen meine Freundinnen und mich wirft. Ich muß auf Reginens Besuch verzichten, und nun auch auf den Ihren, theure Gräfin.“

Aurelie schloß Malwina in die Arme; sie sagte ihr, daß sie stets ihre Freundin bleiben werde und obgleich zwischen ihr und ihrem Stiefvater, dem Baron, ein Zwiespalt obwalte, so sei doch zwischen ihnen die gegenseitige Zuneigung der sicherste Bürge, daß jenes Verhältniß keinen Einfluß auf das ihrige üben könne.

„Ach, es wäre ein schmerzlicher Verlust für mich,“

sprach Malwina, „wenn ich Sie verlieren sollte, liebe, gute Aurelie. Ich bin nicht so glücklich, als ich es sein sollte — ich besitze ein seltsames Herz, das immer zweifelt und immer unzufrieden ist. Gewiß, ich bin eine Thörin, die sich selbst quält.“

„Sie sprechen von Ihrer Liebe zu Richard?“ fragte die Gräfin.

Malwina sagte: „Schelten Sie mich nur recht aus, liebe, gute Gräfin, daß ich wie ein Kind bin, das sein Spielzeug von Herzen liebt und in steter Furcht ist, es könne ihm von Jemand entwendet werden. Hier haben Sie das Geständniß meiner Schwäche, meiner Thorheit.“

Aurelie erinnerte sich jetzt erst wieder an Rohdens Erzählung bezüglich des Abenteuers Richards mit dem bürgerlichen Mädchen — es war ihr ganz entfallen, andere wichtigere Angelegenheiten hatten ihr Denken in Anspruch genommen. Freilich war es ihr nicht entgangen, daß Malwina, so heiter auch ihr Gemüth war, doch zuweilen den Schatten einer trüben Stimmung nicht ganz verbergen könne. Sie hatte das für eine Folge jener kleinen Zwistigkeiten gehalten, die zuweilen Verstimmungen zwischen Liebenden herbeiführen. Malwina litt also an einer Eifersucht, die gestaltlos schon so schmerzlich sie berührte und ihr Glück trübte. Sie erzählte der Gräfin, daß die Baronin gestern Abend noch zum Gutenachtwunsch ihr gesagt habe, der Baron wolle ihre Vermählung mit Richard schon kommenden Monat vollzogen wissen. „Der

Mai ist der Blüthenmond für alles Leben," fuhr Malwina fort, „wird er es auch für mich werden, wird er es für mein ganzes Leben sein? Ich glaube, Richard verbirgt mir ein Geheimniß. Ich habe noch nicht davon zu Ihnen gesprochen, Aurelie, heute ist mir das Herz erschlossen, es wird eine Erleichterung für mich sein, meine Sorge Ihnen mitzutheilen."

„Thun Sie das, gute Malwina — ich glaube im voraus, daß Ihre Sorge nur eine selbstgeschaffene ist und hoffe daher auch, sie werde sich um so leichter von Ihrem Herzen wegsprechen lassen."

Malwina erzählte, wie sie schon zuweilen bemerkt habe, daß Richard mit Herrn von Rohden kleine Heimlichkeiten unterhalte, indeß es sei ihr nicht im entferntesten in den Sinn gekommen, daß dies Thun sie je berühren könne. Vor wenig Tagen aber sei es ihr aufgefallen, daß Rohden dem zu spät zum Diner kommenden Richard einen Augenwink gegeben, den dieser erwiedert. Nach dem Diner sei sie im Vorbeischreiten an dem Gemache, welches der Baron zu einem Wintergarten umgewandelt, weil das nach seinem Ausdrucke eine noble Passion sei, der man als guter Royalist nachahmen müsse, hineingetreten, in der Meinung, der Gärtner, der immer in den Nachmittagsstunden komme, befinde sich darinnen. Indeß, sie habe sich allein gesehen und eben wieder zurückgehen wollen, als Richard und Rohden, die noch außen sprechend sie an der Stimme erkannt hatte, gleichfalls einge-

treten wären. Um Richard zu überraschen, habe sie sich auf eine mit hohem Strauchwerk umstellte Bank niedergelassen.

Rohden habe zu Richard gesagt: „Sie können unmöglich verlangen, Herr Lieutenant, daß ich noch länger in dem Hause ein und ausgehe — wenn ich Ihnen rathen soll, so machen Sie mit einem einzigen Coup der Sache ein Ende. Denken Sie doch nur selbst, welch' ein Aergerniß vielleicht später daraus entstehen kann."

„Sie sind immer ein Narr, Rohden, und sehen stets Gespenster," hätte Richard darauf geantwortet. „Weil Ihr Leben so träge und ungenossen hinschleicht, meinen Sie, sind andere Menschen auch dazu geschaffen. Hören Sie mit diesen lahmen Predigten auf."

Rohden habe keine Aeußerung weiter gethan als die: „Ich wünschte, Sie hätten mich nicht in die Geschichte verwickelt!"

Der Bediente habe Richard, da einer von dessen Kameraden zu Besuch gekommen, abgerufen — Rohden wäre ihm gefolgt und sie sei nun wieder allein gewesen.

„Es ist vielleicht nichts, gar nichts, ich bin gewiß kindisch, daß ich mich ängstige um etwas, das nur in meiner Einbildungskraft besteht; aber ich kann mir nicht helfen — seit jener Stunde, wo ich so unbemerkt Ohrenzeugin des erwähnten Gesprächs geworden, drängt und quält mich immer der Gedanke, Richards Geheimniß berühre mich."

Die Gräfin versuchte ihr dies auszureden, obwohl sie jetzt selbst die Ueberzeugung hegte, daß jenes unwürdige Verhältniß, über welches sie durch Rohden unterrichtet worden, von Seiten Richards noch unterhalten werde. Aurelie lenkte dann die Unterhaltung auf andere Gegenstände und als Malwina von ihr schied, waren sie einig geworden, den folgenden Tag den alten Obersten zu besuchen.

Dieser Besuch stimmte nicht nur mit Malwinens Neigung für Regina, sondern er war für die Gräfin selbst eine Nothwendigkeit — sie mußte über das, was zwischen ihr und Herrn von Custenew und ihrem Stiefvater vorgefallen, mit Bakunin sprechen.

Ehe wir diesen Abschnitt schließen, werfen wir noch einen Blick auf den Familienkreis des Barons Kammerherrn. Rohden fühlte sich durch die Theilnahme, die ihm bei der Liaison des Herrn Lieutenants ganz wider seinen Willen aufgebürdet worden, dermaßen geängstet, daß er die Baronin Mutter davon unterrichten zu müssen geglaubt hatte. Es war nicht etwa ein moralischer Drang, der ihn zu dieser Mittheilung trieb. Herr von Rohden würde jedenfalls keine Gewissensbisse über seine Hehlerschaft bei diesem Geheimniß empfunden haben, wenn sich ihm nicht die Ueberzeugung aufgenöthigt hätte, daß er durch längeres Schweigen vielleicht ein großes Unheil veranlaßte.

„Es ist horrible," sagte die Baronin in ihrer Indignation, „was so eine bürgerliche Creatur für Machi-

nationen anzuwenden im Stande ist, um den angeborenen noblen Charakter eines jungen Mannes von gutem alten Adel zu bethören. Richard ist zu entschuldigen — mon dieu, es ist eine kleine Tollheit von ihm, er ist der Verführte. Ein schöner junger Offizier, dem Schmeichelei wohlthuend ist, solch eine Sirene weiß diese schwache Seite zu benutzen, es ist natürlich — Richard ist zu entschuldigen. Aber man muß ihn auf den rechten Weg zurückführen, ohne ihn zu dem Gedanken zu bringen, daß wir um diese Verirrung wissen. Der rechte Weg wird eine schnelle Vermählung mit Malwina sein — ich werde meinen Gemahl dahin zu bestimmen wissen."

In der That erklärte der Baron schon am nächsten Tage seinem Sohne diesen Beschluß und fügte lächelnd hinzu: „Ich hoffe, Du wirst diesen Schritt als die Grenze betrachten, an der alle kleinen galanten Thorheiten, welche gleichsam bei euch jungen Offizieren zur Lebensart gehören, zurückbleiben müssen; Malwina liebt Dich, es wäre unrecht sie zu betrüben, denn sie bringt Dir ein bedeutendes Vermögen zu."

Richard sagte lachend: „O, tragen Sie keine Sorge, Papa, — ich werde ein Muster von einem Ehemanne werden. Der Himmel hat mich, wie Mama immer sagt, zum Apoll geschaffen — eh bien, Malwina wird hoffentlich erkennen, daß man einem Apoll so Manches nachsehen muß."

Somit war diese ernste Angelegenheit abgemacht und

der Baron erklärte nun diesen Beschluß Malwinen. Richard wußte durch die glänzenden Eigenschaften, die er besaß und welche er zur günstigen und nothwendigen Zeit trefflich zu entfalten verstand, Malwinen vollkommen zu beruhigen, sie vergaß bei seinen zärtlichen Schmeicheleien all ihren Kummer, ihren Zweifel an seiner Liebe zu ihr.

Wir führen den Leser wieder auf die Weinbergsbesitzung des Oberst von Sonnenberg.

Alles war verändert in dem herrlichen Landschaftsbilde, ein höheres, fröhlicheres Leben glühte überall auf und jeder Tag schuf neuen Reiz und streute heltere Farben hinein.

Auch in dem stillen Kreise des Sonnenbergschen Hauses hatte sich manches verändert.

Was seit Jahren in demselben nicht vorgekommen, das war seit kurzer Zeit geschehen und der alte Herr befand sich ganz wohl dabei. Der Umgang mit Herrn von Kawilski behagte ihm außerordentlich, er war für ihn in der kurzen Frist, daß sich der Letztere bei ihm aufhielt, eine wohlthuende Gewohnheit geworden und deshalb sagte er oft zu seinem Künzel: „Der Kawilski ist ein prächtiger Mann, sollte mir leid thun, wenn ihn seine Verhältnisse nöthigten, mein Haus zu verlassen. Hätte gar nicht gedacht, daß ich in meinen alten Tagen mich noch so sehr an Jemand gewöhnen könnte.“

In der That, gegen das frühere einsame Leben des alten Herrn wies sich in dem Hause desselben eine auffallende Umwandlung. Der Doktor kam fast alle Abende heraus — das Längerwerden der Tage begünstigte seine Besuche. Gräfin Monartowska und Fräulein von Stönsdorf hatten sich seit dem Besuch des Obersten bei seinem Stiefbruder, dem Kammerherren, schon mehrere Male eingefunden und auch Agnes Werner war der Einladung Reginens gefolgt und hatte einige Nachmittage auf dem Weinberge zugebracht. Der Künzel sagte zur Mamsell Felicitas: „Bei uns kommt der Fortschritt in die Mode, wie mir scheint. So viel Besuch wie jetzt haben wir ja seit Jahren nicht gehabt.“

Im Stillen hatte der Künzel noch ganz andere Bemerkungen gemacht, die er freilich gegen Niemand äußerte; er war überhaupt für Alles, was in dem Hause sich begab, ein schweigender Beobachter geworden. Was ihn am meisten bekümmerte, war die Bemerkung, daß zwischen Reginen und dem Doktor ein recht inniges Verhältniß sich gestaltet hatte. Und der alte Herr merkte nichts davon. Wenn der sich nur mit Herrn von Kawilski über die langverschollenen Kriegsgeschichten unterhalten konnte, da übersah er alles Andere.

Wenn der Abend herannahte, da versäumte Regina nie, den Weg, der zum Weinberg führte, entlang zu promeniren. Die gute Felicitas, die ihrer Corpulenz wegen eben keine sonderliche Freundin von langen Spaziergängen

war, mußte sie dann immer begleiten. Regina wußte so schön zu bitten und auf alle Art und Weise es dahin zu bringen, daß sie, so sauer ihr das Gehen auch wurde, zuletzt dem Reginchen es nicht abschlagen konnte. Auch der Doktor mußte mithelfen, die gute Matrone zu diesen Promenaden aufzumuntern, indem er Reginens Behauptung bestätigte, daß Mamsell Felicitas, seit sie sich die kleine Bewegung verschaffe, noch einmal so munter und gesund aussähe.

„Das kann ja auch gar nicht anders sein," bewies dann Regina — „Bewegung ist die halbe Gesundheit schon. Ja, ja, liebe Felicitas, das hilft Dir Alles, Alles nichts, ich muß auf Dein Wohl sehen und wenn Du mir nicht folgst, dann — rufe ich den Papa zum Beistande. O, es ist gar nichts Unbilliges, daß Du auch mir einmal Gehorsam leistest — ich habe Dir lange genug gefolgt und es wäre mehr als unrecht, wenn Du widerspenstig sein wolltest, wo ich nur Dein Bestes will. Gewiß, man hat recht viel Noth mit Dir, meine gute, liebe Felicitas!"

„Herzenskindchen," lächelte die Felicitas dann — „Du vergissest ganz, daß ich kein junger Guk in die Welt bin wie Du — mit funfzig Jahren hat man schon recht viel Blei in den Füßen."

„Und was vergiß'st Du denn?" frug Regina allemal, wenn die Felicitas sich ernstlich sträubte. „Wie ich blind war, da sagtest Du in Deiner Herzensangst oft: „„Ach, Reginchen, wenn Du sehen könntest, wollte ich mit Dir über

die Berge laufen, daß Du recht viel Freude hättest an der schönen Gottesnatur.““ Und jetzt, wo ich sehe, wo ich mich freue und es in mir hell und licht ist, daß ich in lauter Wonne die große herrliche Welt an's Herz drücken möchte, jetzt hast Du Alles, Alles vergessen, was Du damals sagtest.“

Das traf der guten Felicitas in's Herz und sie hatte dann keine Weigerung mehr, wenn's auch noch so weit ging. Erblickte Regina den Doktor von Weitem kommen, da sagte sie zu ihrer Begleiterin: „Bleib nur hier, gute Felicitas und ruhe aus, ich werde ein wenig vorausgehen, den Doktor bewillkommen. O, Du glaubst gar nicht, wie der sich freut, daß ich ihn schon von Weitem erblicke. Es ist doch ein rechtes Glück von Gott, so gute Augen zu haben!“ Und dann eilte sie voraus und kehrte langsam mit dem Doktor zurück, heiter und fröhlich, als wäre nie ein Frostreif über die Freude ihrer schönen Jugend gezogen.

Das hatte der Künzel Alles beobachtet und manchmal sagte er recht bekümmert zu sich: „Was daraus werden soll, weiß der liebe Gott! Man muß Alles gehen lassen, wie es geht, denn da hineinreden, das hieße Feuer in's Pulverfaß werfen.“

Der alte Herr hätte den Künzel bald zum Plaudern gebracht, denn eines Nachmittags, als er ihm mit der Tasse schwarzen Kaffe eine frisch gestopfte Pfeife brachte, sagte der Oberst zu ihm:

„Künzel, mache Er sich nächster Tage zum Schrei-

ben zurecht — in einer höchst wichtigen Angelegenheit. Ein Brief an meinen alten Kameraden von Hardenfels, das ist ein Mann, auf den Verlaß ist."

„Wollen der gnädige Herr Oberst mir das Concept vielleicht mittheilen?"

„Hm — warum nicht? Er wird's nicht ausplaudern, soll eine Ueberraschung sein. Die Regina möchte ich verheirathen."

Künzel stand ganz perplex.

„Sieht Er, das ist jetzt ein Gedanke, der mich sehr beschäftigt," fuhr der alte Herr fort und das behagliche Gefühl in seinem Herzen drückte sich unverkennbar in seinen Mienen aus, und er entwarf dem Künzel ein vollkommenes Bild, wie es in seiner Phantasie lebte, von dem großen Glücke, daß er durch eine Verheirathung Regina's erleben könne. „Denke Er sich 'mal, Künzel, wenn ich einen recht braven jungen Mann für sie fände, machte es dem zur Bedinguug, so lange ich lebte, müßte er mit ihr hier auf dem Weinberg wohnen, daß ich sie immer um mich hätte, wie jetzt — ein Enkelchen! — Künzel, sag Er 'mal aufrichtig, könnte ich mir denn einen schönern Lebensabend wünschen?"

Unter andern Umständen würde Künzel sich aus vollem Herzen über den Plan seines Herrn gefreut haben, wie aber die Sachen jetzt standen, war's ihm unmöglich, denn er sah im Voraus einen argen Sturm im Anzuge. Und doch hatte er nicht den Muth, dem Oberst von seiner

Wahrnehmung nur eine Andeutung zu machen. Das war also ein bittrer Kummer für die ehrliche Seele, die den Frieden und das Glück des Hauses gefährdet sah. In der That war Regina nie so heiter gewesen, als eben jetzt. Sie liebte den Doktor mit der Inbrunst eines Kindes, welches seinen ganzen Himmel in der Erfüllung des sein Herz und Gemüth durchglühenden Wunsches findet. Das Stillleben, in dem sie auferzogen und die ein Jahr lang dauernde Blindheit ihrer Augen, hatten ihr Gemüth zu einem Tempel gemacht, in dem alle Regungen und Empfindungen, welche sie überkamen, einer Läuteruug unterworfen wurden und deshalb um so tiefere Wurzeln schlugen. In ihrem Herzen glühte kein unlautrer Wunsch, es war unentweiht von den Schlacken unedler Leidenschaft, ein wahrhaft jungfräulich Herz, das seine Neigungen heiligte, weil es selbst rein und heilig, unangetdstet von jeder Beimischung entweihenden Verlangens war. Noch hatte kein Geständniß von des Doktors Lippen, wie glühend und namenlos er sie liebe, ihr Ohr berührt und doch wußte sie es — sie kannte seine Neigung, ein Zufall war zum Verräther derselben geworden. Kawilski hatte das Blatt, welches der Doktor ihm mit einem Päcktchen Bücher durch Künzel zugeschickt, auf dem Fensterbret liegen lassen, ohne daran zu denken, daß beim Oeffnen der Thür vielleicht ein starker Luftzug es, wenn das Fenster offen blieb, hinaus und in den Garten wehen könne. Dies war geschehen und Regina die Finderin des Blattes, dessen Schrift sie sogleich

für die des Doktors erkannte. Die Ueberschrift der Zeilen erregte ihre Neugier, sie hieß: „Theurer Freund Bakunin!“ Sie las den Inhalt und vor ihr standen zwei Geheimnisse enthüllt. Das eine betraf Herrn von Kawilski, das andere den Doktor.

„Bakunin! um unsrer Freundschaft willen, beschwöre ich Sie, sein Sie vorsichtig, vergessen Sie zu keiner Stunde, welche hohe Pflicht der Dankbarkeit, der Edelmuth Ihres Schützers Ihnen auferlegt. Ich bebe bei dem Gedanken, daß Ihr Asyl verrathen werden kann, wenn es entdeckt würde, daß Sie nicht Kawilski, sondern der von allen Regierungen verfolgte Michael Bakunin sind! Auch mein Glück hängt an Ihrer Sicherheit. Ja, Ihnen, Bakunin, bekenne ich es, ich liebe Regina — Regina, den Engel der Milde. Es ist Thorheit zu lieben, wo der Besitz eine Unmöglichkeit ist, aber wer kann das Herz bezwingen, wenn es so heiß für einen Gegenstand schlägt! Bakunin, Sie haben geliebt, Sie lieben noch — Praskowia's Bild ruht in Ihrem Herzen — Sie kennen die Angst der Liebe — bei Praskowia's Andenken, sein Sie vorsichtig, Bakunin! — Mit dem Verrathe Ihrer Person ist auch meine Liebe zu Regina verrathen, auf immer mir der Weg zu ihr verschlossen.“

Regina zitterte, als sie das gelesen. Sie sah sich plötzlich in einen Zustand von Bangigkeit versetzt, der ihr das Herz beengte. Das hatte sie überrascht, sie wußte sich nicht gleich zu fassen.

Das Blatt in der Hand zog sie sich in den kleinen Pavillon zurück, um es wieder und wieder zu lesen. Die Worte der Liebe sind so süß, so wohlthuend für das fühlende Herz.

Indem sie ihre Augen mit der Hand bedeckend, die andere mit dem Blatte zwischen den Fingern lässiig im Schooße ruhen ließ und sich einem Nachdenken hingab, das schöne glänzende Bilder in ihrer Phantasie entzündete und Herz und Gemüth ihr mit Lust und Angst zugleich erfüllte, neigte Herr von Kawilski, der, wie er oft zu thun pflegte, die Höhe des Berges erstieg, um den reizenden Anblick des Elbthales zu genießen, jetzt an dem Pavillon vorbeiging und sie in tiefen Gedanken sitzen sah, den Kopf, ohne daß sie es gewahr wurde, zum offnen Fenster hinein und fragte scherzend: „Soll ich Ihnen nachdenken helfen, Fräulein Regina?“

„Mein Gott!“ rief Regina aufschreckend — „wer ...?“

Ein tiefes Roth überströmte ihre Wangen, als sie Herrn von Kawilski erkannte. In dem Glauben, er wisse, daß sie die Finderin des Blattes gewesen, sagte sie fast stammelnd vor Verlegenheit, indem sie ihm dasselbe hinreichte: „Es lag am Boden, ich wußte nicht, was es war.“

„Wie?“ fragte Kawilski — „was meinen ...“ ein Blick auf das Blatt überzeugte ihn schnell, wovon die Rede sei. Zwischen Beiden folgte eine Pause.

Auf diese Ueberraschung war Herr von Kawilski allerdings nicht vorbereitet und sie fesselte ihn mit ihrer gan=

zen Gewalt. Aber an ihm war es, diese Verlegenheit so rasch als möglich aufzuheben.

„Mein Fräulein," sagte er nach einigem Zögern — „der Zufall hat einen Verrath geübt, aber er hat ihn auch glücklicher Weise wieder verhindert, indem er dies Blatt in Ihre Hände führte. Sie werden es gelesen haben und von Manchem nun unterrichtet sein, was Ihnen Geheimniß bleiben sollte."

Regina raffte sich zusammen und obwohl sie ihre Wangen heiß glühen fühlte, so versuchte sie doch den Blick zu erheben.

„Mein Herr," sagte sie halblaut — „ich hatte nicht die Absicht, mich in Ihr Geheimniß zu drängen. Der Name der Ueberschrift war mir fremd."

„Die Handschrift aber nicht, mein Fräulein," setzte Kawilski lächelnd hinzu — „diese kennen Sie, wie ich weiß."

Immer tiefer strömte das Roth der größten Verwirrung über Regina's Gesicht, fast schien es, als zittre ihre zarte Gestalt. Einen Augenblick stand sie so vor ihm, dann eilte sie mit einer leichten Verbeugung der Thüre zu.

„Mein Fräulein!" rief Kawilski ihr nach — „ich bitte, vergönnen Sie mir ein Wort der Aufklärung."

Es kostete ihm Mühe, Regina dahin zu bewegen, seine Vertheidigung anzuhören. Sie sagte: „Gewiß ist es eine Schwäche von mir, Ihrer Bitte jetzt nachzugeben — ich sollte es nicht, denn Sie haben das Vertrauen meines

Vaters getäuscht. Doch um Doktor Werner willen, der so großes Recht auf meine Dankbarkeit hat, will ich schweigen, wenn Sie mir auf Ihr Gewissen betheuern können, daß Ihr Geheimniß für meinen Vater keine Unannehmlichkeiten haben wird, selbst wenn es verrathen würde.“

„Ich kann das mit dem reinsten Gewissen betheuern,“ entgegnete Kawilski, „Niemand wird glauben, daß der Oberst von Sonnenberg, der ehrwürdigste Royalist, den Namen seines Schützlings gekannt hat und eben deshalb können Sie meines Geheimnisses wegen ganz ruhig sein.“

Sie gingen nebeneinander den Weinbergsgang hin. Nach einer Weile hob Kawilski an:

„Mein Fräulein, erlauben Sie mir, das Mißtrauen, welches vielleicht in diesem Augenblicke gegen mich in Ihrem Herzen ist, zu entkräften — ich bitte Sie um diese Gunst.“

Regina bejahte mit einem tiefen Kopfnicken.

War es denn möglich, daß Werner, der sie so glühend liebte, eine Täuschung begünstigt haben würde, welche ihrem Vater Verlegenheit und Kränkungen bereiten konnte? In diesem Zweifel ruhte eine Entschuldigung für Kawilski und richtete ihr gesunkenes Vertrauen zu ihm auf, denn wie wäre es denn denkbar gewesen, mit einem Herzen, in dem eine so stillselige innige Freude lebte, wie in dem ihren, nicht zu verzeihen?

Kawilski hob nach einer Weile an:

„Manches Jahr ist seit der glücklichen Zeit meiner Jugend vergangen, mancher Wunsch hat meine Seele durchglüht und den Frieden des Herzens, der sonst so selig meine Kindheitstage zu einer Welt voll immer neuerstehender Wonne machte, habe ich einem hohen Ziele zum Opfer gebracht. Nur dann empfand ich, wie schwer und groß dies Opfer sei, wenn vor meinem Geist die glänzenden Erinnerungen aus den Tagen meiner Jugend sich emporhoben. Nie war dies mehr der Fall als hier in diesem Asyle des Friedens. Da trat der Zauber jener verklungenen Zeit an mich heran, und Alles schaute mich mit den freundlichen Augen der Heimath an, ich mußte mich diesem Glücke gewaltsam entreißen, denn wie der Friede meiner Jugend versank, so auch meine Heimath. Gestatten Sie mir, Fräulein, Ihnen von dem früheren Glücke eines Ausgestoßenen, wie ich es bin, erzählen zu dürfen, vielleicht vermag es diese Schilderung, Ihre Theilnahme mir neu zu gewinnen.“

Eine kurze Pause folgte, dann fuhr Kawilski fort:

„Rußlands Herz ist meine Heimath, die heilige Stadt Moskau. Kein Strom, dessen volle Brust die Ufer tränkt, keine hochaufgethürmten Berge sind in ihrer Nähe und doch ist Moskau's Umgebung ein heiterer Garten. Denke ich mir die Höhenkette, die sich längs der Elbe hinzieht, als einen niederen Hügelzug, so hat das Besitzthum meines Vaters einige Aehnlichkeit mit dem Ihren hier.

„Auf einem der Hügel am Ufer der schmalen Moskwa erhebt sich ein Haus, in tatarischem Style erbaut; es ist das Eigenthum der Bakunins, eines der ältesten Adelsgeschlechter Rußlands. Wie ich hier eintrat und der stille Frieden dieses Hauses an mein Herz sich legte, wähnte ich in den Kreis der Meinen zu treten, so heimisch und vertraut sprach mich Alles hier an. Mein alter Vater mit den ehrwürdigen weißen Silberlocken, meine Schwester Anna mit dem heiteren Engelsantlitz traten vor meine Seele. Damals, im Vaterhause, war ich sehr glücklich — ruhig war's in mir — ich hatte nur einen Wunsch, Praskowia, meine Cousine, mit allen Kräften des Herzens lieben zu dürfen.

„O, wenn Sie Praskowia kennen sollten, Fräulein, Sie würden Sie als Freundin an ihr Herz schließen. Praskowia's frommes, edles Gemüth begeisterte mich, ihr gehörte ich an — sie war es, die in mein Herz den Saamen streute, der in meinem Wirken aufgegangen. Sie machte mich empfänglich für das Schöne, Erhabene, für das Recht und die Heiligkeit des Menschenwerthes, der in Rußland so tief gesunken ist, daß das Leben eines Thieres oft höher im Preise steht. Praskowia's Liebe veredelte mich. So mit dem heißen Gefühle, das Rechte zur Geltung zu bringen, es auch im ärmsten Muschik (Bauer) zu ehren, trat ich eine Laufbahn an, welche zu verfolgen, mir bald zur Unmöglichkeit wurde. Im Cadettenhause zu Petersburg lernte ich erkennen, daß mein Streben, das

Edle, das Menschliche zu üben, ein Irrthum sei, der keine Geltung fand. Ich fühlte Ekel vor der Brutalität, die aus dem freien, strebenden Geiste des Jünglings eine Maschine machen, die Alles unter der Faust der Despotie zermalmen, die heiße Glut der Empfindung für das Recht der Freiheit hinsterben machen wollte. Es waren Leidenstage, die eine unverwüstliche Spur in mein Herz gruben. Wie oft dachte ich an Praskowia! sie war der Engel, der mir unsichtbar die Last der Knechtschaft tragen half."

Der Erzähler ließ eine Pause folgen, dann fuhr er fort:

„Man machte mich endlich zum Portepéefähndrich in der Garde-Artillerie und überließ dem Ehrgeize des Jünglings, was die Brutalität und die fortgesetzte Strenge im Cadettenhause bei ihm nicht hatte bewirken können, nämlich zum Unrecht zu schweigen, um so sich in Gunst beiden Vorgesetzten zu schweigen und allmählig die Stufen der militärischen Laufbahn zu ersteigen. Knechtessinn ist einem freien Geiste unmöglich; ich schwieg nicht, trotzdem, daß ich der jüngste Offizier war und gab dem Betruge, der Niederträchtigkeit, der Heuchelei und Unmenschlichkeit ohne Scheu die rechten Namen. Nur wenige Freunde, die gleich mir dachten und fühlten, fand ich — die Mehrzahl der Offiziere haßte mich und da es sich endlich herausstellte, daß ich mit dem Geiste des Offiziercorps in Zwiespalt gekommen sei, gab man mir den Wink, das Klügste

zu wählen und meinen Abschied zu fordern, der mir auch ohne Schwierigkeit ertheilt wurde.

„Aber die Argusaugen der Regierung verfolgten mich, Rußland kennt in der Beziehung keine Grenzen. Ich lebte wieder im Vaterhause. Praskowia machte es zum Tempel des Glückes, sie hatte das stille Landleben erwählt, es sprach ihr Herz an und eignete sich zu ihrem herrlichen Berufe, ihre hohen Geistesgaben in schriftstellerischen Erzeugnissen der Welt mitzutheilen *). Der dem engen Käfig entflohene Vogel kann sich nicht glücklicher fühlen in der Freiheit, als ich zu jener Zeit im Hause meines Vaters, der schon seit Jahren sich in die Stille zurückgezogen, da seine Gesinnungen nie im Einklang mit denen der Regierung standen. Das Geschlecht der Bakunin ist von so altem und reinem Adel als das der Romanow's, der jetzigen Kaiserfamilie, es hat sich nie zur Gemeinheit knechtischen Sinnes herabgelassen — es kann untergehen, wie Alles untergeht, aber nie in der Schmach der Sklaverei."

Bakunins Augen blitzten bei diesen Worten, der Stolz auf seine auch in geistiger Beziehung erlauchte Abstammung schwellte ihm das Herz und der Ausdruck seines

---

*) Praskowia Michailowna Bakunin ist eine in Rußland sehr geschätzte Dichterin. Ihre Dichtungen, aus denen der Hauch eines frommen, edlen Gemüthes weht, erscheinen in einer in Moskau vielgelesenen Monatsschrift.

Gesichtes gestaltete sich zum edlen Zorne, der das Gemeine von sich stößt. Eine Weile verstrich, ehe er wieder begann.

„Wer kann einen in Flammen sich durch das unermessene All wälzenden Planet aufhalten und seine Gluthen ersticken? Niemand! So auch ist der Drang nach Freiheit in der Menschenseele unauslöschbar. Ich stiftete unter einigen Jünglingen Moskau's einen Verein für diesen Zweck, wir wollten der Despotie entgegentreten, unser russisches Volk frei machen, ihm seine nur zu lange vorenthaltenen heiligen Rechte kennen lehren — wir wollten Großes, Herrliches. Das war das Verbrechen, um dessen willen ich mein Vaterland meiden mußte, wollte ich nicht mit dem Brandmale des Hochverrathes nach Sibirien wandern. Die letzte Stunde im Vaterhause steht vor meinem Geiste — nie wird ihr Andenken vor meinem Blicke erlöschen. Es war Nacht — ich lag auf meinen Knieen zu den Füßen meines greisen Vaters — eine Thräne fiel aus seinen Augen auf mich herab — ich hatte ihn nie weinen sehen! Er segnete mich. „Stirb als freier Mann!“ sagte er, die Hände auf mein Haupt legend — so gab er der Freiheit seinen einzigen Sohn zum Opfer! Und wie ich, niedergeworfen vom Weh der Scheidestunde, laut aufschrie, trat Praskowia zu mir. „Männer weinen nicht, sie tragen den Schmerz lautlos — mein Geliebter ist ein Mann!“ sagte sie — ich sank an ihr Herz — wir schwiegen, weil unser Gefühl

keine Worte hatte. Praskowia, meine Heilige, zitterte in meinem Arme. „Laß ab!“ sagte sie leise — „unsere Wege führen auseinander. Wenn Du im fernen Lande ein Säuseln um Dich fühlst, ein Hauch des Friedens sich an Dein Herz legt, das ist mein Gedanke, mein Gebet für Dich, Michael — die Geister gehören dem All, die Körper der kleinen Scholle Erde.“

Bakunin legte die Hand über die Augen, das Weh jener Scheidestunde rüttelte an seinem Herzen.

Dann öffnete er sein Chemisette und zog ein kleines Portrait an einer Schnur hervor, drückte es mit Inbrunst an seine Lippen und es Regina zur Ansicht reichend, sagte er: „Das ist Praskowia!“

Welche reinen, edlen Züge in diesem Antlitz! - welcher Ausdruck eines frommen Gemüthes in den lichtblauen Augen!

Regina fuhr nach dem Anschauen des Bildes, sich ein wenig abwendend, mit dem Taschentuche über die Augen — in diesem Moment trat der Gedanke an sie heran, wenn auch sie Abschied nehmen müsse von Wernern!

Kein Wort ward zwischen ihnen mehr gewechselt, bis sie die Höhe des Berges erstiegen, der von einem sogenannten Pilz gekrönt ward, um dessen Säule eine Bank zur Ruhe einlud.

Bakunin stand eine Weile im Anschauen der Elblandschaft versunken, auf der die Sonne ihre Lichter verstreut hatte. Dann breitete er die Arme aus und rief im Ue-

bermaaß der Empfindung: „Gott, warum ist Dein Himmel so blau, Deine Erde so schön — und die heilige Freiheit Deiner Menschen die einzige Lüge in dieser herrlichen Schöpfung!“

Dann wendete er sich zu Regina zurück und führte sie zu der Bank.

„Ich kam nach Deutschland, das ich als einen Hafen des Glückes, der Freiheit aus der Ferne betrachtet. — Dieselbe Knechtschaft, nur in anderer, weniger gehässiger Form, fand ich, dasselbe Streben sich der Despotie zu entziehen, die dem Volke Lasten auferlegt und von dessen Schweiße sich nährt. Ich erkannte, daß nur eine Revolution von unten herauf das Uebel ausrotten, die durch Jahrhunderte lang blutende Wunde heilen könne. Das ist mein Verbrechen, um dessenwillen mich die Fürsten, denen es ruchbar ward, wie ich für die zertretenen Volksrechte Kämpfer warb, haßten und verfolgten.

„Ich bin ein Ausgestoßener, der kein Fleckchen der Erde sein nennt, weil er die Gewalt zum Kampfe herausgefordert.

„So kam ich in Ihres Vaters Haus, Fräulein, darum auch die Angst Werners in seinem Briefe — er vergißt, daß Niemand, selbst wenn mein Aufenthalt verrathen würde, es für möglich halten wird, daß ein Mann, wie Ihr Herr Vater, der seinem Fürsten mit vollem Herzen treu ist, den wahren Namen seines Gastes gewußt habe. Werner bezeichnete mich bei unserem ersten Zu-

sammentreffen als Herr von Kawilski, er konnte nicht ahnen, daß diese aus Verlegenheit und aus Rücksicht für meine Sicherheit hervorgegangene Täuschung von längerer Dauer, als Ihr Besuch bei ihm werden sollte. Sie wissen jetzt Alles, Fräulein — verdammen Sie mich noch?“

„Nein!“ antwortete Regina leise, „ich werde über Ihr Geheimniß schweigen, versprechen Sie mir dagegen ... auch gegen den Doktor zu schweigen, daß ich seinen Brief an Sie gelesen.“

„Bei Praskowia's Andenken!“ sagte Bakunin fast feierlich, — „ich habe keinen höheren Eid.“

Regina war jetzt so glücklich, so selig in ihrem Innern, vor ihr aufgeschlossen war eine Welt der Freude, in die sie sich mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüthes versenkte. Die Liebe ist das Aufknospen der Seele, der milde Frühlingshauch, der die Blüthen entfaltet, die zum unvergänglichen Reichthum für das Herz werden, weil sie selbst noch in der Erinnerung, wenn der Jugendtraum längst versunken ist, in uns aufglühen und uns beseligen mit sänftigendem Friedenshauch.

Und Regina liebte Wernern mit stillem, verschwiegenen Glück im Herzen, mit der Freude eines Kindes, dessen Wachen ein fortgesetzter schöner Traum ist.

Die Neigung für ihn ging auch auf seine Schwester über, dazu kam noch, daß aus Agnes' Wesen sie ein Reiz ansprach, der den Eindruck des Ungewöhnlichen machte,

das wir so gern bewundern. Die Energie Agnesens streifte durchaus nicht an jenes Unweibliche an, das so abstoßend auf Jeden einwirkt, der mit demselben in Berührung kommt, davon würde sich Reginens zarter Sinn abgewendet haben, weil es sie verletzt hätte. Agnes überschritt nie die Grenze der Weiblichkeit, obwohl sie ein vollkommen anderes Sein in sich trug, als Regina, deren Seele weich und schmiegsam war; aber sie glich in ihrer Erscheinung einer hoch emporstrebenden Sonnenblume, die stolz ihr Haupt der Sonne zuwendet, während Regina einem verborgen blühenden Veilchen ähnlich war.

„Jetzt habe ich zwei Freundinnen, die ich liebe und von denen jede anders ist,“ sagte Regina zu ihrem Vater, „wenn es sich nur einmal träfe, daß Beide sich hier fänden.“

„Nun, mein Kind,“ antwortete der alte Herr lachend, „in dem Falle mußt Du Fräulein von Stönsdorf bitten, daß sie von dieser bürgerlichen Bekanntschaft nichts gegen meine Frau Schwägerin äußert, denn es würde sehr übel in höheren Kreisen vermerkt werden, wenn sich die Tochter des Obersten von Sonnenberg im Umgange mit der Tochter eines Professionisten gefiele — das brächte uns ganz um's Renommée.“

„Agnes ist die Schwester eines Doktors,“ verbesserte Regina.

„Das wiegt bei unsrer gnädigen Frau Schwägerin keinen Deut,“ sagte der Oberst, „ich kenne das, mein Kind.“

Wenn auch bei Reginen das Bewußtsein ihres Geburtsvorzuges nicht fehlte, denn der alte Herr hatte oft von dem höhern Werth des Adels in ihrem Beisein gesprochen, so lag es nicht nur in ihrem Gemüthe, die scharfen Grenzen des Standesunterschiedes unbeachtet zu lassen, sondern auch in dem wirklich vorhandenen Mangel des Umgangs mit ebenbürtigen Mädchen ihres Alters, daß sie für Schranken dieser Art keine Merkmale hatte und sich ungestört der Freude hingab, die sie bei den jeweiligen Besuchen fand, die Agnes auf ihre Bitte bei ihr wiederholte. Das leidenschaftliche, Alles schnell mit Eifer ergreifende Temperament dieser bürgerlichen Freundin überraschte Regina und deshalb entsprang in ihr der Wunsch, auch Malwina mit derselben bekannt werden zu sehen. Sie hatte der Ersteren von Fräulein Werner erzählt und die warme Schilderung, bei welcher die Neigung zum Doktor von Seiten Reginens sich sehr betheiligte, bewirkte auch bei Malwina die Neugier, das bürgerliche Mädchen kennen zu lernen.

An einem schönen, sonnenhellen Tag in Mitte des Aprils kam Agnes zu Besuch, als der alte Herr nach seiner Gewohnheit sich eben zum Mittagsschläfchen in sein Zimmer zurückgezogen hatte. Regina empfing sie mit Freude. „Wie gut ist es, daß ein Omnibus die Passage zwischen der Stadt und Blasewitz erleichtert, so kommt Ihnen die Entfernung bis zu uns nicht so groß vor,“ sagte Regina.

„Ich habe diese Fahrgelegenheit nicht benützt," antwortete Agnes, „der Weg durch das Tännicht ist so schön, warum sollte ich mich bei so herrlichem Tage in den schwerfälligen Wagen einschließen?"

„Sie gingen in Gesellschaft, nicht wahr?"

„Nein, allein, meine liebe Freundin — wundert Sie das so sehr?"

„Allein? Und fürchteten Sie sich nicht?"

„Fürchten? Ich wüßte nicht, warum? Wenn meine Zeit es erlaubte oder überhaupt sich mir Gelegenheit böte, würde ich viel Vergnügen in Waldgängen finden. Der Wald ist eine ganz besondere Welt, so still und lauschig, die großen Bäume erzählen sich von den wunderbaren Dingen, die ihnen der Sturm vorsingt und was die Sonnenstrahlen, die so mitten hineinfallen in das Geäst, gesehen haben auf ihrer Wanderung zur Erde. Die Büsche und Sträucher tiefer unten flüstern es nach — da ist Alles lebendig, Alles fröhlich bewegt und doch so ruhig, daß der Lockruf eines Vogels erschrecken kann. Und wenn in uns Alles rege ist und voll Gedanken, da ist der Wald der beste Freund, der nichts verräth und dessen Einsamkeit uns wie eine Mutter an's Herz nimmt, beruhigend und versöhnend. Im Walde schweigt das Herz."

Der Ton, mit dem Agnes dies sagte, trug etwas Düsteres, als sei er der Ausdruck eines tief verschlossenen Wehes. Regina fühlte das heraus — überhaupt schien

ihr Agnes heute nicht so heiter wie sonst. Sie versuchte es, die trübe Stimmung, die wie ein leichter Schleier über Agnesens Gemüth lag, zu verscheuchen und hatte die Freude, allmählig dies Bestreben gelingen zu sehen. Sie liefen im Weinberg den lehnan führenden Hauptgang hinauf und hatten eben auf der Bank unter dem Pilz Platz genommen, als Künzel nachkam mit der Meldung, die Frau Gräfin Monartowska und Fräulein von Stönsdorf wären eben zu Besuch angelangt.

„Ach, das ist herrlich!“ jubelte Regina, „meine liebe, gute Malwina wird sich recht freuen, Sie, liebe Agnes, kennen zu lernen; ich habe ihr schon so viel von Ihnen erzählt, daß sie recht neugierig auf Ihre Bekanntschaft ist. Kommen Sie langsam nach, liebe Freundin, ich eile voraus, die Frau Gräfin und Malwina willkommen zu heißen.“ Regina lief pfeilschnell den Gang nach dem Hause herab.

Agnes blieb zurück — es war ihr lieb, auf einige Minuten sich selbst gehören zu können. Sie saß auf der Bank unter dem Pilz. Vor ihren Blicken ausgebreitet lag das schöne, sonnenbeleuchtete Thal, dessen jenseitige Höhen einen Gürtel bildeten, über den hinaus im lichten Dämmerblau nur einzelne Berghäupter hervorschauten. Der Himmel schien sichtbar mit der Erde zu sein, so innig flossen an den Säumen des reizenden Landschaftsbildes die Duftfarben der Ferne zusammen. Agnes sah das Alles

nicht, ihr Blick ruhte planlos in der Ferne, ihre Gestalt war unbeweglich, in ihrer Seele leuchtete kein Frühling, wie vor ihr in der wunderbaren Natur.

Sie hatte das Gefühl, als müsse ihr ein Schmerz bevorstehen, jene dumpfe, unenträthselte Beängstigung, die wir Ahnung nennen. Ja, das Gefühl des Friedens war ihrem Herzen entflohen, sie war nicht mehr die Glückliche, die sich, glühend vor Leidenschaft, in verschwiegener Abendstunde in die Arme ihres Geliebten warf. Die Erkenntniß war ihr gekommen, daß sich's unter ihrem Herzen rege und sie in jenes heilige Mysterium der Frauen getreten sei, welches der Himmel ihnen gegeben, um alle Rangstufen unter ihnen zu ebenen und das ärmste Weib zu erheben in der Würde dieser göttlichen Berechtigung gleich der Besitzerin von Kronen und Schätzen, die eben kein höheres Glück erringen kann, als das, sich Mutter werden zu fühlen. Dies Bewußtsein, sonst so beseligend, ein Quell der reinsten Freude, erfüllte Agnes mit Angst. In Thränen aufgelös't, gestand sie es ihrem Geliebten, sie flehte ihn an, sein Wort wahr zu machen, sie als seine Gattin zu erkennen, von ihr die Schmach des Falles zu nehmen.

„Närrchen, was bist Du in Angst?" lachte der, „ich bin reich, um Dich über das Gespött der Lästerer zu erheben; laß Dich das beruhigen und einen Weg uns ausdenken, der Dich den Blicken der Leute entzieht. Und

was schwatzest Du von einer Ehe? Jetzt heirathen, hieße mir absichtlich jede Aussicht auf Avancement entreißen. Nein, das sind Träume, die Du glaubst, weil Du die Welt nicht kennst. Es soll Dir an nichts fehlen, ich verspreche es Dir — sei ruhig darüber. Unser Verhältniß muß Geheimniß bleiben — es geht nicht anders.“

Das fiel schwer auf das Herz der Armen und noch schwerer wurde es ihr, als sie die Bemerkung zu machen gezwungen war, daß die Leidenschaft Richards zu ihr im Abnehmen sei seit der Stunde dieses Geständnisses — die entblätterte Blume hatte ihren Reiz für ihn verloren. Sie glaubte Kälte in seinem Benehmen zu entdecken und wenn sie oft mit Thränen im Auge zu ihm flehte: „Handle ehrlich an mir, Richard!“ da entgegnete er unwillig: „Quäle mich nicht mit Deinen Jeremiaden, sei klug und schweige zu dem, was nicht zu ändern ist.“ — Und mit diesem Bescheid trat sein Benehmen in den vollständigsten Einklang, es ward gleichgültig, und so sehr sich auch Agnes bemühte, jede Thräne in seiner Gegenwart zu unterdrücken, so fühlte sie doch immer mehr heraus, daß sein Herz sich von ihr abgewendet habe, nur noch die Gewohnheit oder auch das Mitleid das Band sei, welches ihn noch zu ihr führe. Sonst kam er fast alle Abende, jetzt hatte diese Anziehungskraft nachgelassen und wenn er kam, weilte er nicht lange bei ihr — Agnes war sehr unglücklich in dem Bewußtsein, daß sie ihm nichts mehr sei und höchstens

sein Mitleid erregen könne. Wie unerträglich ein solcher Gedanke einem so kräftigen und Alles mit Energie ergreifenden Wesen, als ihr, sein mußte, konnte ihm nicht verborgen bleiben und als sie mit dem Unglück, welches sie fast zu erdrücken schien, sich nur erst in so weit vertraut gemacht hatte, daß sie es in seinem ganzen Umfange zu übersehen vermochte, trat auch die Festigkeit ihres Gemüthes, die Entschiedenheit ihres Willens zu ihrer eignen Erhebung als ihre natürliche Stütze hervor. Der Stolz, den kräftige Wesen jederzeit in sich tragen und welcher ihnen über Manches hinweghilft, was Schwächlinge in Furcht und Entmuthigung versetzt, verschmähte die Thränen, die sie, übermannt von dem Unglück, geweint hatte; sie fühlte es, daß sie sich ermannen müsse und es geschah. Eben so glühend, wie ihre Leidenschaft zur Liebe, konnte sie hassen, und diese ihr neue Empfindung, unterstützt von dem Gedanken, von Seiten Richards als eine Geliebte betrachtet zu werden, deren er sich öffentlich schäme und welche er nur zur Unehre für gut halte — ein Gedanke, der sie in tiefstem Herzen empörte — bemächtigte sich ihrer so rasch, daß sie sehnlichst die Stunde der Entscheidung herbeiwünschte. „Warum soll ich denn zagen vor der Ueberzeugung, die mir doch einmal werden muß?“ fragte sie sich, „kann ich noch mehr verlieren, als die Ehre, die schon verloren ist?“ — Sie dachte nicht an ihren Vater, nicht an ihre Brüder; die Vorwürfe derselben galten ihr nichts, da sie nichts ändern konnten; an ihr selbst war es, wenn eine Aenderung

noch möglich, diese selbst herbeizuführen. Sie war zu stolz, um vor ihnen das Geständniß ihres Falles abzulegen.

Die Entscheidungsstunde kam, Richard besuchte sie.

Agnes empfing ihn mit Ruhe.

„Es muß rein zwischen uns werden,“ sagte sie, „ich verachte die Thränen, als meiner und Deiner unwürdig, es muß gehandelt werden. An Dir ist es, Richard, Du wirst es mich lehren.“

„Närrchen!“ lachte Jener, „wozu dieser feierliche Ernst? Kannst Du mehr verlangen, als daß Du nach wie vor meine Geliebte bleibst?“ —

„Nur Dein Liebchen, nicht Deine Gattin?“

Richard lachte laut.

„Lege Dir das zu, was Dir fehlt, um in den höheren Kreisen, denen ich angehöre, als meine Gemahlin eingeführt werden zu können, dann — ist es etwas andres.“

„Und Dein Versprechen?“

„Was verspricht man nicht in der Leidenschaft?“

Agnes blieb scheinbar ruhig, nur der Blick ihres dunklen Auges kündete die heftige Bewegung ihres Herzens.

„Ich danke Dir für diese Aufrichtigkeit, sie reicht gerade hin, um Dich zu verachten,“ sagte sie. „Aber höre jetzt auch mich. Niemand hat je Anspruch auf den Namen Deiner Gemahlin, als ich allein. Die Bürgerstochter ist zu stolz, um Wohlthaten und Almosen von ihrem Verführer anzunehmen. Aus Leidenschaft konnte ich fallen,

aber ich halte mich zu gut, um ein unehrenhaftes Verhältniß fortzusetzen. Ich bedarf Deiner Hilfe für meine schwere Zukunft nicht, ich weise sie bestimmt zurück; aber vergiß nicht, daß Niemand Anspruch auf den Namen Deiner Gemahlin hat, als ich — das ist mein, später meines Kindes Recht, ich werde es zu wahren wissen, verlaß Dich darauf."

Sie wendete sich von ihm ab — mit diesen Worten hatte sie über Alles entschieden, sie war wieder frei, wie vor dem Verhältniß mit Richard — dies Bewußtsein gab ihr Spannkraft und der sichtbare Schreck des Treulosen nöthigte sie gewaltsam, ihn zu verachten. Richard wollte sie beschwichtigen.

„Deine Kunst zu täuschen ist zu Ende," sagte sie, „ich habe nur ein Vertrauen, das ist gebrochen."

Vielleicht fühlte Richard, in welch' unehrenhafter Stellung er sich der Enttäuschten gegenüber befand, er zog es vor, sich zu entfernen. Zum Abschied sagte er zu ihr: „Um Deiner selbst willen wirst Du nichts thun, was irgend unser Verhältniß veröffentlichen könnte, Du raubtest Dir nur selber jede Unterstützung von meiner Seite — vergiß nicht, daß es für Dich nothwendig bleibt, den Geliebten zum Freund zu behalten."

Agnes antwortete nichts auf diese Ermahnung, die entweder ein Ausdruck der Besorgniß oder, was noch schlimmer war, ein Zeichen tiefer moralischer Gesunkenheit sein

konnte. Agnes war jetzt, wenn auch voll schweren Kummers über das, was ihr bevorstand, doch in sich selbst ruhiger, freier, denn sie war auf sich selber gewiesen. Diese entschiedene, wenn auch sehr trostlose Lage sagte ihrem Charakter weit mehr zu, als jene Ungewißheit, das immerwährende Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, die traurige und ihr stolzes Herz entehrende Abhängigkeit von der Laune ihres Verführers. Sie war frei geworden; freilich kein glänzender Sieg, aber immerhin ein Gewinn für sie, denn sie fühlte sich gehoben von dem Bewußtsein, seine Hilfe, die sie zu entwürdigen trachtete, zurückgewiesen zu haben.

Nicht nur den Kummer, auch Alles, was bisher geschehen, bewahrte sie als das strengste Geheimniß vor ihrem Vater, vor ihren Brüdern, in ihrem Herzen lag's wie in einem Grabe verschlossen. Um die trübe Stimmung, die immermehr über sie die Herrschaft gewann, zu zerstreuen, war sie heute nach dem Sonnenberg'schen Weinberg gegangen. Der Weg durch das Blasewitzer Tännicht war so einsam, ganz mit der Trauer, die gleich einem Schleier ihr Wesen überbreitete, harmonirend. Agnes fühlte die Wohlthat dieser Stille — in dieser erhabenen Ruhe schwand ihr Leid und sie sagte zu sich: „Wir glauben immer, auf uns allein lastet eine Welt voll Kummer und doch ist unser Kummer nur ein Atom in der großen Schöpfung, wie alles Glück, was uns treffen kann, eben nicht mehr als ein Stäubchen in dem All ist."

Malwina kam mit Fräulein von Stönsdorf den Weinbergsgang daher. Welche Freude lag in den lebhaften Geberden beider Mädchen, das Glück, der Frohsinn sprach aus ihren Mienen. Agnes fühlte einen Stich durchs Herz, für sie gab es keine so unschuldige Freude mehr, die Heiterkeit war ihrer Jugend entflohen, denn schwer lastete die Sorge, die Schande ihres Falles auf ihr.

Regina sagte: „Sieh, Malwinchen, heute trifft es sich prächtig. Hier siehst Du meine liebe Freundin, Fräulein Agnes Werner, von der ich Dir so viel erzählt habe. O, es soll mich recht freuen, wenn ihr Gefallen an einander findet. Ich glaube es ganz gewiß, denn ich kenne euch Beide als Herzensgut.“

Malwina war heute so fröhlich, wie selten seit einiger Zeit und diese heitre Stimmung ging natürlich auf ihre Begrüßung der neuen Bekanntin über.

„Das ist ein recht vergnügter Tag,“ plauderte Regina — „heute Abend kommt unser guter Doktor, um Agnes abzuholen und Dein Bräutigam, Malwinchen, auch. Sie müssen wissen, liebe Agnes, daß wir so glücklich sind, eine Braut hier in unsrer Mitte zu haben, ein Cousin von mir ist Malwinchens Bräutigam und hätten ihn nicht Dienstgeschäfte abgehalten, wäre er gleich mit herausgekommen. Aber wollen wir nicht der Frau Gräfin einen Spaziergang vorschlagen?“

„Später, gute Regina, jetzt unterhält sie sich mit Deinem Papa und Herrn von Kawilski,“ entgegnete Mal-

wina — „Du weißt ja, die haben immer große politische Unterhaltungen, von denen sie sich nicht losreißen können.

Das entschied, die drei Mädchen nahmen von der Bank unterm Pilz Besitz und die Unterhaltung floß wie ein Bach, der zuweilen ganz ruhig zwischen blumenreichen Ufern hinrollt, bald seinen sanften Lauf hemmende Kiesel brausend überstürzt und dann wieder ruhiger fortmurmelt.

Unterdessen hatte Gräfin Monartowska sich, wie Malwina erwähnte, in eine lebhafte Unterhaltung mit dem alten Herrn und Kawilski vertieft, die der Erstere dadurch endete, daß er seinen Gast, Herrn von Kawilski, ersuchte, die Gräfin ein wenig promeniren zu führen, dann sagte er scherzend: „Es ist keine Kleinigkeit für einen Einsiedler meiner Art, so liebe Gäste bestens zu bewirthen. Der Künzel ist eben kein rechter Intendant und die gute Felicitas bedarf nothwendig einer Leitung, um sich zurecht zu finden; das Ungewöhnliche macht die gute Seele wirblig. Ich hoffe, meine lieben Gäste im Pavillon wiederzusehen."

Herr von Kawilski geleitete die Gräfin in den Garten, welcher den Weinberg von dem Hause trennte.

Aurelie hatte ihm ihr Erlebniß mit dem Collegienrath mitzutheilen.

Kawilski hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu.

Als sie geendet, sagte er zu ihr: „Gräfin, diesmal hat der Himmel einen Verrath glücklicherweise verhindert; wir müssen vorbeugen, um diesem Nichtswürdigen jedes

Mittel zu rauben, die Spur zu verfolgen, welche er von unserm Geheimniß zu haben scheint. Dies Haus schützt mich vor Entdeckung, ich werde die Vorsicht nicht aus dem Auge lassen, mich für einige Zeit innerhalb dieser engen Grenzen eingezogen zu halten. Sie aber, Gräfin, werden wohlthun, sich auf ein paar Wochen von Dresden zu entfernen. Custenew ist ein Polyp, der seine Beute festhält und sollte er auch mit ihr untergehen. Ich kenne diesen Schurken, welchen die Hölle beschützt. Wenn auch seine Niederträchtigkeit für diesmal ohne günstiges Resultat geblieben ist, so ist er doch nicht der Mann, der seine Bestrebungen so leicht aufgiebt. Deshalb ist Ihre Entfernung unumgänglich nothwendig. Sein Sie versichert, Custenew ist ein unsichtbarer Feind, der jeden Ihrer Schritte beobachtet. Können Sie sich auf Michailowsky, Ihren Diener, verlassen?"

„Wie auf mich selbst; Michailowsky ist ehrlich."

„So ist es gut. Da es Ihnen gleich sein kann, wohin Sie reisen, erlaube ich mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, Wien zu Ihrem Ziele zu nehmen und mit dieser Reise zugleich einen wichtigen Zweck zu verbinden."

„Und welchen?" fragte die Gräfin.

„Es ist nothwendig, unsern Freunden in Ungarn Nachricht über unser Wirken zukommen zu lassen. Zu diesen Freunden sind besonders der ungarische Regierungskommissar Ladislaus Ujazy und die Gräfin Georg Ka-

rolyi zu zählen, die eng mit unseren Bundesgenossen in Wien in geheimer Verbindung stehen. Sie, meine Gnädige, als Dame, entgehen eher den beobachtenden Augen der Spione, deren es jetzt in Wien unter der väterlichen Pflege des Belagerungszustandes weit mehr als vor dem März des vorigen Jahres giebt.“

Gräfin Aurelie erklärte sich bereit, diese Mission zu übernehmen.

„So werde ich Ihnen durch Doktor Werner einige Papiere, die ich Sie bitte, sorgsam bei sich zu verbergen, zustellen. Sie werden sich überzeugen, gnädige Gräfin, daß unsre Verbindung nicht nur weit und festverzweigt, sondern auch von Leuten in die Hände genommen ist, die nöthigenfalls von bedeutendem Einflusse sind und ebendeshalb dem Unternehmen einen glücklichen Ausgang sichern. Auch werden Sie erstaunen, Leute kennen zu lernen, von denen man glauben möchte, daß sie die wüthendsten Schwarzgelben sind und doch diese Parteifarbe nur zum Scheine tragen.“

Sie besprachen noch Manches, indem sie den langen Weinbergsgang hinaufgingen und dann, als hätten sie die gleichgültigsten Dinge behandelt, bei den Mädchen unterm Pilze Platz und Theil an deren Unterhaltung nahmen.

Eine Stunde später kam der Künzel und ersuchte im Namen seines alten Herrn die Damen und den Herrn von Kawilski, sich in den Gartenpavillon zu bemühen, wo ihrer eine Schaale Kaffee harre.

Der Doktor hatte sich zeitig von seinen Patienten losgerissen und erschien zur Freude Regina's, als kaum die Uhr die vierte Stunde ausgeschlagen hatte.

Der Oberst war sehr heiter gestimmt; die Nachricht der Erstürmung der Düppeler Schanzen, bei welcher Blutarbeit die sächsischen Truppen sich ausgezeichnet hatten, that seinem alten Soldatenherzen außerordentlich wohl.

„Prächtige Bursche!“ sagte er — „weiß Gott, ganz wie die alten sächsischen Grenadiere in den napoleonischen Kriegen, gehen auch drauf, muthig und unverzagt.“ Bei allen Gelegenheiten, wo der Greis seine militärischen Erinnerungen anknüpfen konnte, flossen diese auch ungemein lebhaft, es schien, als fühle er sich in jene wildbewegten Zeiten zurückversetzt, die damals das ganze deutsche Volk berührten.

Besonders gefiel er sich dann in der Erzählung des außerordentlichen Treibens, dessen Schauplatz die Residenz Dresden zu verschiedenen Zeiten gewesen war. Es trat sichtbar hervor, wie stolz sein Herz schlug, wenn er der Freundschaft gedachte, welche der größte der Feldherrn des Jahrhunderts, Napoleon, gegen den König von Sachsen bezeugt hatte — hier kam die Liebe zu seinen König in engste Berührung mit der Ehre des Soldaten und er pflegte dann jedesmal, wenn dies der Fall war, ein recht lebendiges Bild jener verklungenen Zeiten des Glanzes am Dresdener Hof zur Anschauung zu bringen. Die heitre Stimmung, in der sich gegenwärtig befand, und eine zufällige

Bemerkung der Gräfin, daß es an keinem Fürstenhofe von ganz Deutschland so still hergehe, wie jetzt an dem sächsischen, leitete ihn bald auf sein Lieblingsthema und er sagte: „So ist's nicht immer gewesen, Frau Gräfin. Ich habe Zeiten erlebt, wo sich aller Potentaten Glanz am Dresdener Hof versammelte und ich kann wohl gestehen, daß nebst den Erinnerungen an mein Kriegsleben, die an jene historisch merkwürdigen Tage des Glanzes am Hofe des höchstseligen Königs Friedrich August, welche ich, zufällig in Dresden anwesend, mit erlebte, mir, wenn ich so im Nachdenken an die Vergangenheit mich vertiefe, recht viel Freude gewähren."

Nicht nur die Gräfin, sondern auch Fräulein von Stönsdorf und Herr von Kawilski baten den alten Herrn, ihnen Einiges aus seinem reichen Erinnerungsschatz mitzutheilen.

Fräulein Malwina meinte, zuweilen ergehe sich auch die Frau Baronin in dergleichen Reminiscenzen von ehemals, aber ein deutliches Bild wäre nicht daraus zu entnehmen.

„Nun, nun, das liegt wohl darin, daß meine Frau Baronin Schwägerin höchstens ihre Aufmerksamkeit auf die oder jene Festivität, welche damals den europäischen Autoritäten zu Ehren in Dresden veranstaltet wurde, gerichtet hatte, und ihr die Gelegenheit fehlte, größere Eindrücke in sich aufzunehmen," entschuldigte der Oberst. „Zu einem der unvergeßlichsten Eindrücke rechne ich den Ein-

zug des Kaisers Napoleon in Dresden am 17. Juli 1807. Meine frühere Stellung als Page der höchstseligen Königin machte mir, der ich mich damals grade in Dresden befand, es möglich, Alles mit eigenen Augen zu sehen und das leuchtende Gestirn der Zeit, den sieggekrönten Kaiser der Franzosen, mit demselben Enthusiasmus anzustaunen, mit dem ihn ganz Europa betrachtete. Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem König von Sachsen in Bautzen an dem gedachten Tage machte diese Stadt zum Ort des Zusammenflusses vieler Tausende. Schon den Abend vorher, als Se. Majestät Friedrich August in der siebenten Stunde seinen Einzug in Bautzen hielt, wogte es in allen Straßen von Menschenmassen aus allen Gegenden Sachsens. Damals galt noch die Liebe zu seinem Fürsten etwas, denn der König sah sich fast erstickt unter den zahllosen Blumenbouquets, mit denen die ihn begrüßenden Bürgermädchen seinen Wagen, von dem man die Pferde abgespannt hatte und ihn unter ununterbrochenen Vivats in den Capitelhof zog, überfüllt hatten. Ja, ja — jetzt und damals! das ist ein böser Wechsel der Zeit. Am Mittag des folgenden Tages läuteten alle Glocken, Trompeten und Pauken erschallten Musik vom Rathhausthurm, Menschenjubel durch alle Straßen — der Kaiser kam, am Reichenthore von zweihundert weißgekleideten, mit rothen Bändern und Blumen geschmückten Mädchen bewillkommt, von denen ihm außer Blumenspenden auch ein frischer Lorbeerkranz überreicht wurde. Ein langer Zug Cavaliere

in Staatswagen geleiteten ihn und sein Gefolge zu seinem Absteigequartiere im Hause der Madame Craus unweit des Rathhauses, wo ihn Friedrich August auf der Straße, ihm entgegengehend, empfing. Napoleon verweigerte des Königs Bemühung, ihm beim Aussteigen behülflich zu sein, war mit einem Sprunge heraus und schloß ihn im Angesichte Aller in die Arme. Diesem Anblick der Vereinigung eines Siegers und eines Gerechten jauchzte das Volk Beifall zu und das die Luft erschütternde Geschrei des Jubels begleitete den Kaiser und den König in das Crausesche Haus, von wo aus drei viertel Stunden später die beiden Monarchen die Reise nach Dresden antraten."

Der alte Herr machte eine Pause und sagte dann: „Sie sehen, wie lebhaft der Eindruck jener Zeit mit ihren großen hervortretenden Erscheinungen auf mich gewesen, da jetzt, nach Verlauf von zweiundvierzig Jahren, Alles noch so lebendig vor meinen Augen steht, als geschähe es in diesem Momente.

„Unter Kanonendonner, Glockengeläute und endlos scheinenden Vivats zog Napoleon in der sechsten Abendstunde an der Seite des Königs in Dresden ein, wo ihn die Prinzen Max und Anton, umgeben vom sämmtlichen sächsischen Hofstaat, am Schloßthore empfingen. Die Königin und Prinzessinnen und deren Hof- und Ehrendamen erwarteten den Kaiser am Vorsaal zu seinen Zimmern. Der König stellte ihm seine erhabene Gemahlin mit den Worten: „voila, ma femme!" vor, worauf der Kaiser

Allerhöchstdieselbe umarmend auf die Stirne küßte und nach Begrüßung der Prinzessinnen sein Zimmer betrat."

Mit Mühe unterdrückte Herr von Kawilski ein Lächeln und flüsterte dem neben ihm sitzenden Werner zu: „Der alte Herr ist einmal in den Zug gerathen und bringt die Feuers-Wasserprobe über uns unloyale Menschenkinder."

Werner entgegnete leise: „Kränken Sie ihn ja nicht durch Zeichen von Langeweile, diese Erinnerungen sind für ihn ein Glück."

Der Oberst fuhr, da ihn die Aufmerksamkeit, welche ihm von Seiten der Damen gezollt wurde, schmeichelte, in seiner Schilderung fort:

„Damals faßte Dresden alle glänzenden Namen Frankreichs in seinen Mauern, ja selbst die Judenschaft von Paris hatte eine Deputation, aus einigen Oberrabbinern bestehend, an den Kaiser hergesendet und es war komisch anzuschauen, diese sonst an lange Talare gewöhnten Männer in den elegantesten neumodischen, seidenen Kleidern, Degen an der Seite, aufs geschmackvollste frisirt mit mächtigen Haarbeuteln zu sehen. Die fünf Tage der Anwesenheit Napoleons glichen einem ununterbrochenen Freudenrausche, die Nacht ward zum Tage, überall Leben und Lust. Jene Zeiten sind vorüber, wo das Volk den Mächtigen zujubelte, wo es — sein Fürstenhaus liebte. Ein anderes Regiment ist über Deutschland und leider namentlich über Sachsen gekommen, ein Regiment, das

alle Treue aus den Herzen des Volkes zu seinem Könige auslöschen will. Die Demokratie ist es, die das Heilige mit Füßen tritt."

Vielleicht würde der alte Herr die Schilderung aus jenen Zeiten fortgesetzt und gewiß auch auf die Erinnerung des verhängnißvollen Jahres gekommen sein, wo Dresden abermals der Schauplatz des Zusammenflusses der Gewaltigen Deutschlands war, die sich zur Begrüßung des sich zu dem nach Rußland marschirenden Heere begebenden Kaisers von Frankreich einfanden. Es würde für den Oberst jedenfalls ein wohlthuendes Gefühl gewesen sein, zu erzählen, wie damals der König von Preußen ganz still, ohne Glockengeläut und Kanonendonner in Dresden angekommen, desgleichen der Kronprinz, sein Sohn, während doch die Anwesenheit beider Kaiser durch die prächtigsten Allegorieen bei der Illumination der Brücke gefeiert worden.

Indeß für Kawilski sowohl als für Werner zur größten Freude, unterbrach der eintretende Künzel jede weitere Fortsetzung gleicher Referate seines Herrn mit der Meldung, so eben sei der Herr Lieutenant von Sonnenberg mit seinem Freunde Herrn von Rohden angekommen.

„Richard!" rief Malwina freudevoll und enteilte dem Pavillon.

Der Oberst erhob sich gleichfalls, um die beiden Ankommenden zu begrüßen, denn wenn er auch kein sonderlicher Freund seines Neffen und gar des Herrn von Rohden war, wie wir wissen, so hielt er es doch für angemes-

sen, diese Abneigung zu unterdrücken und ihnen freundlich entgegenzukommen, wie er überhaupt Gastfreundschaft als eines Mannes von Charakter und guter Sitte würdig erachtete.

So war in den kleinen Kreis ein plötzlicher Aufstand gekommen, denn auch die Gräfin und Regina begleiteten den alten Herrn vor die Thüre des Pavillons, während Kawilski mit dem Doktor an ein Fenster trat, dessen Aussicht gerade auf den Weg ging, der von dem Hause seitwärts durch den Garten herführte. „Ich hoffe nicht," sagte Kawilski bedenklich, „daß der alte Herr eine Manie bekommt, Besuche bei sich zu empfangen, das würde wenig mit meiner Sicherheit übereinstimmen." — „Regina hat mir erzählt, daß sie stets einsam hier gelebt hätten und ich glaube, dieser zufällige Besuch des Lieutenants, eines Familiengliedes, so viel ich weiß, ist meiner Meinung nach nicht zu fürchten," entgegnete der Doktor. Sie sahen auf den Weg hinaus; Malwinen am Arm führend, in deren Gesicht sich die hellste Freude ausdrückte, kam der Lieutenant, neben dem alten Herren gehend, auf den Pavillon zu, ihnen folgte Herr von Rohden, welcher von Kawilski für den ersten Augenblick nicht erkannt wurde, da derselbe heute in der kurzen Reittappke, eine grüne, großschirmige Plüschmütze auf dem Kopfe und hohen Stulpenstiefeln ein ganz verändertes Aussehen hatte, der große Mützenschirm auch sein Gesicht in tiefen Schatten stellte, dessen obere Hälfte sogar versteckte.

Weder von Kawilski noch ihrem Bruder beachtet,

stand Agnes an einem anderen Fenster im Pavillon, aus dem die Aussicht durch den Garten, dessen Strauchwerk jetzt noch ziemlich dünn von Blättern sich wies, auf den Weinberg ging. Die langen Vorhänge an den Fenstern dieser Seite hingen nicht in den Haltern zusammengerafft, sondern frei herunter, obwohl sie oben an den Stäben zurückgeschoben waren. Die ganze Gestalt Agnesens war hinter einem dieser Vorhänge verhüllt. In welch' entsetzlicher Situation befand sich das arme Mädchen; der Name Richard von Sonnenberg war gleich einem Schwert durch ihr Herz gedrungen — er, der Bräutigam Malwinens, dem diese freudejauchzend entgegeneilte!

Agnes hatte nach dem ersten Schreck, der ihr so plötzlich kam, gleichsam die Besinnung verloren, sie fühlte sich betäubt und diese Schwäche, die sie sich selbst nie zugetraut hätte, war in diesem Moment eine Wohlthat für sie, die freilich eben so bald endete, als Richards Stimme von draußen, wo er die Gräfin und Regina begrüßte, in ihr Ohr drang. Sie also die Getäuschte, seiner Verführung Geopferte! Es bedurfte dieses Bewußtseins, um in ihr die durch den Schreck gelähmte Heftigkeit ihrer Empfindung schnell wieder anzurufen, zugleich aber jene Entschiedenheit und stolze Willensfestigkeit, die sie bei allem ihren Thun auszeichnete, zu kräftigen.

Nachdem diese Verwandlung mit ihr geschehen und sie sich wieder selber gefunden hatte, trat sie rasch hinter dem Vorhange hervor. „Er soll mich nicht beherrschen, an-

ihm ist es, zu erbleichen vor dem Zufall, mich hier und in Kenntniß seiner Treulosigkeit zu sehen,“ sagte sie zu sich. Das sonst so heiß glühende Herz Agnesens war ruhig, grade so wie es beim Hergange nach dem Weinberg im Walde zur Ruhe gekommen war — jetzt glich sie einem Räthsel, dessen Lösung bedeutenden Scharfsinn erfordert. Wer hätte hinter dieser bewegungslosen Außenseite des Mädchens eine so tiefe Leidenschaft des Hasses, ein so schmerzlich verletztes Herz und einen so edlen, unbeugsamen Stolz geahnet? Sie schaute gleichgültig nach der Thüre, durch welche der alte Herr mit seinem Neffen, dem Lieutenant, und Malwina, der Gräfin und Regina nebst Rohden eintrat.

„Nur immer herein, daß mein Haus voll werde!“ rief der Oberst in guter Laune und gab Künzel den Befehl, einige Flaschen vom Alten herbeizuschaffen.

„Ich weiß wohl, daß der Champagner und der edle Rheinwein jetzt große Rollen spielen, aber ich kann den Herren nicht helfen, sie müssen schon einmal bei einem alten Weinbergsherrn ein Gläschen vaterländischen Ausbruch verkosten und glaube, daß ihnen derselbe nicht schlecht munden wird.“

Wir wissen nicht, ob der Lieutenant von diesen Worten des Oberst etwas gehört hatte, wenigstens zeigte sein Gesicht ein außerordentlich schreckhaftes Erstaunen, seine Blicke ruhten starr auf Agnes, die ohne irgend ein Zeichen

von Verwunderung, ihm mit der größten Gleichgültigkeit entgegensah.

Niemand als die etwas seitwärts stehende Gräfin bemerkte diese Veränderung in den Zügen des Lieutenants, ohne sich deren Ursache enträthseln zu können.

Der Oberst stellte Herrn von Kawilski als seinen Freund und Gast dem Lieutenant vor und bemerkte dem Letzteren, auf den Doktor deutend: „Das ist der Trostesengel meines Hauses, Doktor Werner, der meine geliebte Regina wieder sehend gemacht hat. Und hier Fräulein Agnes, seine Schwester, eine Freundin meiner Tochter." Der Lieutenant mußte all' seine Geistesgegenwart aufbieten, um nicht seine Verwirrung zu verrathen. Weniger machte der Schreck, Agnes hier zu finden, auf ihn so tiefen Eindruck, als die Ruhe, die Gleichgültigkeit, das Fremdsein, welches diese gegen ihn mit bewunderungswürdiger Fassung festhielt. Wenn er auch jetzt von ihr keinen Verrath seiner Treulosigkeit hinsichtlich seines Verhältnisses zu fürchten hatte, so drückte ihn das Bewußtsein nicht wenig, daß sie nun um seine bevorstehende Vermählung mit Malwina wisse und ihre Leidenschaftlichkeit, die er kannte, drohte ihm mit einer Entdeckung, welche nur zu leicht die Verbindung mit Malwina auf immer trennen konnte. Wir bemerken als hierher gehörend, daß Malwina, als ihr von Regina Fräulein Werner vorgestellt ward, für den ersten Augenblick ein unangenehmes Gefühl empfand; sie erkannte in ihr jene junge, schöne Brünette,

welche bei der Gastdarstellung der Lucilie Grahn vor ein paar Monaten ihre Eifersucht erregt hatte. Indeß diese unbehagliche Empfindung verschwand bei Malwinen eben so schnell, als sie aufgetaucht war — wußte sie nicht, daß jener starre Blick Richards ins Parterre hinab sie zu einer Täuschung verführt hätte? Und dann, war sie nicht seiner Liebe gewiß, hatte er nicht versprochen, ihr zu Pferde nachzukommen? Es lag in dem Gemüthe Malwinens ein Grundzug von Frohsinn, der einmal angeregt, seine lichten Farben gern auf Alles in ihrer Nähe übertrug. Um so herzlicher nur, da sie Agnes eine unbewußte Kränkung angethan, begegnete sie ihr jetzt mit Wohlwollen und Freundlichkeit.

Während der Lieutenant sich in eine wahrhaft unangenehme Situation versetzt sah, trug Herr von Rohden nicht minder einen Theil des Schreckens, der jenen betroffen; indeß bei Herrn von Rohden gesellte sich noch eine andere Ueberraschung hinzu, welche denselben in nicht geringe Verwirrung brachte.

In Herrn von Kawilski erkannte er jenen vermeintlichen Bittsteller, der ihm ein Billet an die Gräfin zur Bestellung übergeben.

„Welcher Satan führt uns heute hierher!“ flüsterte Richard, als er einen Augenblick Freiheit fand, Rohden zu.

„Ich bin des Todes, Lieutenant,“ entgegnete dieser.

Indeß die Befürchtung einer unangenehmen Scene erfüllte sich nicht. Agnes schien den Lieutenant heute zum

erstenmale zu sehen, nichts verrieth, daß sie in der entferntesten Berührung zu ihm gestanden — ja sie überließ sich sogar der Theilnahme an der nun unter der kleinen Gesellschaft in Fluß kommenden Unterhaltung und ihr Gesicht drückte Heiterkeit aus. Dies Benehmen verwirrte den Lieutenant ungemein, er wußte nicht, was er davon denken sollte — war das wirklich Agnes, das energische, leidenschaftliche Wesen, welches ihm in Stunden der Hingebung mehr als einmal zugeschworen, sie würde nie eine Untreue von seiner Seite mit Ergebung ertragen können? Ihre energischen Worte zu ihm: „Vergiß nie, daß Niemand Anspruch auf den Namen Deiner Gemahlin hat, als ich allein!“ hatten ihn damals geängstet, er fürchtete von ihr Einspruch in seine Verbindung mit Malwinen, es gab Stunden, wo er sogar an ihre Rache glaubte. Und jetzt diese Verwandlung in ihrem Wesen! Mit größter Anstrengung raffte er seine Geistesgegenwart zusammen, um in diesem kleinen Cirkel durch Verwirrung nicht auffällig zu werden, obwohl er nicht verhindern konnte, daß zuweilen ein Schatten der unbehaglichen Stimmung, in der er sich befand, die erzwungene Heiterkeit bei ihm auf Augenblicke trübte. Er machte zugleich die Bemerkung, daß in solchen Momenten, wo ihn die Verstellungskunst verließ, stets ein starrer Blick Agnesens ihn zu durchbohren schien. So durchlebte Richard im Geheim die Foltern der Hölle, ohne sich denselben entreißen zu können. Endlich glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, diesen Bann, welcher ihn hier

an Malwinens Seite Agnes gegenüber festhielt, durchbrechen zu können. „Herr Onkel,“ sagte er — „Sie werden mir erlauben, den letzten Rest des Tages dazu anzuwenden, um die Aussicht von Ihrer Weinbergshöhe zu genießen.“

Malwine stimmte der Bitte bei, die Gesellschaft erhob sich. Draußen auf der lehnan sich hebenden Weinpflanzung lag das Abendsonnengold ausgegossen und die kleinen frischgrünen Blätter der Ranken, die sich an den Stöcken hinanwanden, boten in dieser wundervollen Beleuchtung den täuschenden Anblick von einer Unzahl smaragdener Säulen, die reihenweise bis hinauf zum Höhengipfel reichten.

Rohden versuchte es, sich Agnes zu nähern, er bot ihr den Arm, sie den Weinbergsgang hinaufzuführen — ohne Zögern nahm sie sein Anerbieten an und schritt schweigend an seiner Seite hin.

„Wir waren ungemein überrascht, Sie, Fräulein Agnes, hier zu finden, aber eine angenehme Ueberraschung, auf Ehre!“ sagte Rohden leise.

Agnes beachtete ihn keines Blickes und antwortete kurz: „Die Lüge entehrt, Herr von Rohden.“

„Lüge? ah, was denken Sie, Fräulein? ich versichere Sie . . . . . .“

„Schweigen Sie, mein Herr,“ fiel ihm Agnes in's Wort — „es hat Niemand Sie aufgefordert, mir eine Versicherung zu geben — ich bedarf derselben nicht.“

Diese ernste, bestimmte Zurückweisung jeder Fort-

setzung einer Unterhaltung zwischen ihnen schlug Herrn von Rohden gänzlich auf's Haupt und im Herzen wünschte er wieder auf dem Nachhausewege zu sein, um der ihn so sehr beängstigenden Sorge und Furcht vor der Möglichkeit eines Eklats sich enthoben zu wissen. Wenn ihn schon das Zusammentreffen mit Herrn von Kawilski in Verwirrung gebracht hatte, so war das Staunen, ihn hier und zwar als einen feingebildeten Mann zu finden, der, wie es schien, in sehr freundschaftlicher Beziehung zu dem Obersten und der Gräfin stand, doch jenem, Agnes Werner so unvermuthet in diesem Kreise zu erblicken, bei weitem untergeordnet. Herr von Rohden äußerte Kawilski gegenüber nicht das Mindeste, ihn schon gesehen zu haben und dieser Takt, den er vielleicht unbewußt ausübte, wurde die Ursache, daß Jener, der sich allerdings bei seinem Anblick unangenehm berührt fühlte, denn immer schwebte die Sorge für seine Sicherheit ihm vor Augen, sich dem Irrthunm hingab, Rohden habe ihn in dieser Metamorphose nicht wieder erkannt. Kawilski sprach diese Ueberzeugung auch gegen die Gräfin aus, die über dies Zusammentreffen sehr besorgt war.

Sie waren oben bei dem Pilz angekommen und nahmen auf der Bank Platz. Die Gräfin und Kawilski waren bei dem alten Herrn im Pavillon geblieben. Regina, die an des Doktors Arm mit hinaufgegangen war, sagte leise zu Malwina: „Wir wollen sie recht ängstigen. Ich habe den Schlüssel zu der Mauerthüre bei mir —

komm, Malwinchen, wir laufen da hinauf zu dem kleinen Busche und rufen sie von da oben. O das wird Spaß geben."

Fräulein von Stönsdorf war damit einverstanden. Nach einer kleinen Weile, der Doktor unterhielt sich mit dem Lieutenant und Herrn von Rohden über die prachtvolle Aussicht und sprach ihm den Dank für seine glückliche Idee aus, noch die wenigen Glanzreste des Tages auf dieser Höhe zu genießen. In der That schien der Lieutenant ganz in dem Anschauen des wunderbaren Bildes vor sich versunken, desgleichen Herr von Rohden. Beide überließen sich indeß nur dem unangenehmen, beängstigenden Eindruck des hier stattgefundenen Zusammentreffens.

Unterdeß schlüpften Regina und Malwina hinter das Strauchwerk, das wenige Schritte von dem Pilze entfernt, die jenseitige Absenkung des Höhenrückens bedeckte; Regina schloß die Mauerthüre, welche auf den schmalen Bergweg hinausführte, so geräuschlos als möglich auf und dann eilten sie über den Weg in das Gebüsch, welches zu einem nicht allzuhohen Hügel sich hinaufzog, der über dem Weinberg wie eine Krone emporragte.

„Aber wo sind denn die Damen hin?" rief Werner erstaunt, sich nach allen Seiten hin umsehend.

„Unsere Damen sind verschwunden!" stimmte Rohden überrascht bei.

„Agnes, Du weißt es gewiß, wo sind sie hin?“ fragte der Erstere.

„Dorthin!“ antwortete diese mit der Hand das die Absenkung bedeckende, hochaufgeschossene Strauchwerk bezeichnend.

„Sie sind uns entflohen — wir müssen sie suchen — sie wollen uns necken,“ sagte der Doktor lachend und eilte, von Rohden begleitet, der ihm angegebenen Richtung zu.

Jetzt war der Lieutenant mit Agnes allein, er durfte den Augenblick nicht unbenützt vorübergehen lassen. Agnes beobachtete ein kaltes Schweigen, sie stand einige Schritte von ihm entfernt.

„Agnes,“ sagte er leise, „der Zufall hat Dir Alles verrathen. Familienverhältnisse zwingen mich zu der Verbindung mit Fräulein von Stönsdorf.“

„Du wirst diesen Zwang nicht zu erdulden haben,“ war die eben so leise gegebene Antwort.

„Wie meinst Du das?“

„Weil Niemand als ich Anspruch hat, Deine Gemahlin zu sein.“

„Du wolltest es wagen, diese Verbindung zu stören?“ rief Richard gereizt.

„Jede, die Du zu schließen beabsichtigst, so lange ich lebe. Ich bin das rächende Gespenst Deiner Treulosigkeit.“

Mit diesen Worten wendete sich Agnes kalt und gleichgültig von ihm ab und der Bank zu, auf der sie

sich niederließ. Diese energische Ruhe, welche deutlich bewies, wie Agnes mit ihrer Zukunft abgeschlossen, durchschauerte den Schuldigen wie Fieberfrost.

In diesem Moment riefen die Mädchenstimmen von dem Hügel herab unter lautem Gelächter: „Richard! Doktor! sucht uns!“

Richard wendete sich der Richtung zu, fast augenblicklich verschwanden die Gestalten der Rufenden und des Doktors Stimme wurde von oben hörbar: „Halt! gefangen! gefangen! Hierher, Herr Lieutenant!“

„Wage nicht, feindlich Dich mir gegenüber zu stellen!“ rief Richard halblaut und drohend Agnes zu, an der er vorübereilte.

„Verlaß Dich drauf, so lange ich lebe, bleibe ich Dein Gespenst!“ antwortete diese mit fester Stimme dem wie toll das Strauchwerk Durchbrechenden.

. . . .

. . . .

Einige Stunden später rollte der Wagen der Gräfin Monartowska auf dem bedeutend längeren Wege auf dem rechten Elbufer der Stadt zu. Der Doktor und seine Schwester fuhren mit, während der Lieutenant und Herr von Rohden, von einem Reitknecht gefolgt, zur Seite des Wagens ritten.

Der Neumond ließ die Gegend in ein düstres Zwielicht versinken.

Wie der Tag in seiner Stundenlänge bedeutend gewachsen war, so auch das heimliche Werk der Nacht, das nur von Wenigen gekannt, aber eben deshalb im Schutze der Verborgenheit immer mehr und mehr erstarkte. Die Agitationen für eine Erhebung der untern Volksschichten schritten scheulos auf der einmal eingeschlagenen Bahn fort und was sie nicht in den Gemüthern zu bewirken im Stande waren, das geschah in unbegreiflicher Verblendung von Seite der Gegenpartei, die alle Hände voll Anklagen gegen die Radikalen und deren Vertreter in die Kammern schleuderte, ohne sich an den alten, wahren Spruch zu erinnern, daß der rechte Mann kämpft, aber nicht schreit. Die Spaltung unter dem Volke war in der That sehr kläglich und nie hätte Girardins Ausspruch: „Ihr müßt zwei Dritttheile der Gesellschaft einsperren, um ein Dritttheil zu beruhigen,“ eine wahrere Anwendung finden können, als eben zu dieser Zeit, Ausgang Aprils. Auf allen Gemüthern lastete die Ahnung eines bevorstehenden Ereignisses, und es gab Viele, die ein wahres Delinquentenleben führten, indem jeder Tag ihre Furcht erneute und keiner ihnen eine Hoffnung auf Entwirrung und Lösung dieser höchst traurigen Zustände brachte.

Die neuen Minister hatten die Grundrechte eingeführt; jetzt, am Ausgang April, lag ein neuer Sisiphusstein im Wege, die deutsche Reichsverfassung. Bei der Gebahrung der Volksvertreter, die ihre Macht, so zu sagen, schlagfertig im Hinterhalte hatten, das heißt die Unzahl

der Unzufriedenen in den mittlen und unteren Volksschichten, für den Ausbruch einer Gesammterhebung gerüstet, war eine Auflösung der Kammern vorauszusehen und dieser bevorstehende Moment in der sächsischen Geschichte als ein Wendepunkt zu betrachten, von dem aus Heil oder Unheil über das Land kommen mußte.

Während dies im Heranzuge war, gab es in den höchsten Regionen selbst getheilte Meinungen. Der König stimmte nicht mit den Ministern, die die Erklärung abgaben, ohne Publikation der deutschen Reichsverfassung den Kammern gegenüber sich nicht länger halten zu können. Gequält von den Sorgen der Zukunft suchte der König zuweilen Zerstreuung in dem Anblick der Natur, die er so sehr liebte; weil sie ihm unter allen den bangen Zweifeln und Täuschungen, die sein Herz so schmerzlich berührten, als die einzig ewig feststehende Wahrheit erschien. Von Niemand als von seiner erhabenen Gemahlin und dem greisen Geheimrath von Minkwitz begleitet, fuhr er in der Vormittagsstunde einer der letzten Apriltage nach seinem Weinberg hinaus, wo er die schönsten Stunden des Stilllebens, fern von allem Hofzwange zu genießen pflegte. Das schwerbedrückte Herz ging ihm auf, als er aus den Wagenfenstern das prächtige Bild des Elbthales vor seinen Augen sich entfalten sah. Diese Freude war aber auch zugleich ein Schmerz für sein königliches Herz, denn über dieser wunderbaren Schönheit, die das Gemüth zum Jubel stimmte, breitete nicht wie sonst der Engel des

Friedens seine Schwingen, die Herzen der Mehrzahl des Volkes waren abgewendet von der Eintracht und wilde, unbändige Leidenschaften griffen die Bande des Glückes in Haus und Staat an. Mit einem tiefen Athemzuge drückte der Monarch dem greisen Geheimrath die Hand. „Wie wird es sein, wenn der Mai seinen Blüthenschnee über diese gottgeliebte Landschaft ausstreut? Werden wir fröhlicheren Gemüthes sein?“ In diesem fragenden Ausruf an das verhüllte Schicksal lag die bange Besorgniß des Königs vor Ungewöhnlichem.

Der Geheimrath entgegnete einige beruhigende Worte, die Königin lehnte still und in sich gekehrt im Fond. Da sie auf der Neustädter Seite, oder um deutlicher uns auszudrücken, auf dem rechten Elbufer fuhren, so passirten sie die Höhenstraße, von welcher aus der Blick die reizendste Aussicht in das vom Strom durchschnittene Thal hat. Sie waren eine ziemlich lange Zeit gefahren, als der König sagte: „Erinnern Sie mich doch, Herr Geheimrath, daß ich heute noch einen Besuch zu machen habe.“ —

„Einen Besuch?“ fragte die Königin verwundert.

„Bei unserm alten, guten Obersten von Sonnenberg, ja. Sein Weinberg ist hier in der Nähe und es wird dem braven Manne gewiß eine freudige Ueberraschung sein, mich auf ein Viertelstündchen bei sich zu sehen. Wir dürfen unsere Freunde nicht vergessen, weil unsere Feinde uns stets das Beispiel eines guten Gedächtnisses geben.“

Die Königin sagte: „Ich glaube, das dürfte auch

für mich eine gute Zerstreuung sein; ich erinnere mich noch mit Vergnügen an das liebliche Mädchen, des Obersten Tochter. Hieß sie nicht Regina?“

„Regina, ja,“ stimmte der Monarch bei und in seinem freundlichen Antlitz wies sich eine Spur von Heiterkeit, indem er lächelnd zu seiner Gemahlin geneigt hinzufügte: „Es ist nicht mehr wie billig, daß eine Königin die andere besucht.“

Sie waren auf dem Weinberge angelangt, der König trat, von seiner Gemahlin begleitet, auf das Plateau vor der Villa. Er blieb lange im Anschauen der Gegend versunken.

Dann sagte er, die Hand auf den Arm der Königin legend: „Marie! jetzt gemahnt es mich, an die Versuchung des Herrn zu denken, wie er auf dem Berge stand und vor ihm ausgebreitet, die Herrlichkeit der Erde seinen Blicken sich erschloß. Wie rein und göttlichedel muß das Herz sein, das den Lockungen der Macht, des Besitzes sich zu entreißen weiß! Und wie unrecht thun wir, daß wir zagen und voll Furcht sind, den Besitz uns entreißen zu sehen. Auch der Kummer ist eine Versuchung und wir müssen uns bestreben, rein und edel aus derselben hervorzugehen. Der Mensch und der König sind in mir in Zwiespalt gerathen — ich möchte Niemand wehe thun und doch ist es die Pflicht des Königs, die Strenge gebietet.“ Nach einer Pause sagte er fest: „Ich will König sein!“

Darauf gingen Beide hinein in die Villa; ein einfaches Diner erwartete sie, an dem nur der Geheimrath Theil nahm. Der König machte dann noch einen Gang durch den Weinberg, um die Anlagen in Augenschein zu nehmen. Er ward heitrer; die stummen und doch so schönen Kinder der Natur übten stets einen wohlthuenden, sänftigenden Einfluß auf sein Gemüth, das den Frieden liebte und die stillen, heimischen Freuden. Der nahe Maimond kündete sich in der schwellenden Knospenfülle, die an allen Bäumen prangte und jetzt noch mit geschlossenen Blüthenaugen im warmen Sonnenlicht schwelgte. Die hohe Schönheit der reizumflossenen Landschaft fesselte den König außerordentlich. Ihm war so wohl inmitten dieser Herrlichkeit, das Herz wurde ihm weit — vor seinem Geiste rollte sich das Bild seines zurückgelegten Lebens auf! Da erneute sich das Andenken in ihm, wie der Mai, der jetzt gleich einem lieblichen, bittenden Kinde aus sonnigen Himmelsregionen an der Schwelle des wunderbaren Naturdomes stand, um seinen reichen Segen innigster Kinderfröhlichkeit in dem Heiligthume ausströmen zu lassen, auch für ihn stets ein Monat des Segens und der Freude gewesen, indem er seinen Geburtstag umschloß. Die Erinnerung an die Freuden, welche ihm dieser schönste Maitag schon als Kind gebracht, machte ihm darum auch den Mai zum Lieblingsmonat, den er stets wie einen heiteren Segensengel begrüßte. Nie hätte er geglaubt, daß je eine Zeit kommen könnte in seinem Leben, wo

er dem schönen Mai mit Bekümmerniß entgegensehen würde — diese Zeit war jetzt da und legte sich beängstigend an sein Herz. Unwillkürlich faltete er die Hände über der bewegten Brust, sein Blick hob sich nach oben zu dem lichten, blauen Himmel, von woher so sichtbar im blendenden Sonnenglanze die Fülle des Segens herabströmte. Es war ein stilles, kurzes Gebet, was nicht seine Lippen bewegte, sondern lautlos aus dem Herzen auf den Schwingen seines Schutzgeistes emporstieg zu dem Lenker aller Schicksale, der das Loos der Könige wie des Aermsten im Volke macht.

Die Königin suchte ihn auf, sie erinnerte ihn an den Besuch bei dem greisen Obersten.

„Ich freue mich auf unseren Aufenthalt in Pillnitz — in Dresden wird mir's zu enge, es ist als ob die Wände auf mich zudrängen wollten — wäre nur der Mai schon da!“ sagte sie.

„Nur wenige Tage Geduld,“ antwortete der König, „sieh, da schläft der Mai noch in den strotzenden Knospen wie ein selig träumendes Kind im Mutterarme. Vielleicht träumet auch er von den Liebesgaben, mit denen er uns überraschen will. Der Mai hat auch seine Träume — die Blüthen sind die Blumen seiner schuldlosen Phantasie — der Mai ist der schönste Erdentraum.“

Der Wagen fuhr langsam einen andern Weg zurück. Ein Führer geleitete das königliche Paar und den es begleitenden Geheimrath den Fußpfad, welcher sich vom Fahr-

wege, wo der Wagen halten mußte, nach dem Sonnenberg'schen Weinberg in mancherlei Biegungen hinaufwand.

Der Oberst saß im Sonnenschein auf dem Altan und dampfte sein Pfeifchen Muff. Der Künzel saß neben ihm und las ihm die Zeitung vor, ein Geschäft, das er schon eine lange Reihe von Jahren versehen. Zwischen Herrn und Diener gab's bei diesem täglich sich wiederholenden Geschäft oft höchst komische Scenen.

Der Oberst gerieth zuweilen in Harnisch bei diesem oder jenem ihm vorgelesenen Berichte und der Künzel pflegte seine Weisheit auch mit dreinzugeben. Freilich war dieselbe manchmal abweichend von der Ansicht des alten Herrn und dann verwickelten sich Beide in die hitzigsten Wortgefechte, die der Oberst in der Regel mit dem Machtspruch beendete: „Lese Er die Geschichte noch einmal vor, Künzel — Er ist übrigens ein abscheulicher, moquanter Kerl, der Alles besser wissen will, merke Er sich das!“

Der Künzel war eben im besten Vorlesen des Berichtes von der Auflösung der zweiten und Vertagung der ersten preußischen Kammer, als der alte Herr ihm plötzlich die Hand auf's Blatt legte und sagte: „Halt Er 'mal an, Künzel — wer kommt denn da den Weg herauf? soll das uns angehen? zwei Herren, eine Dame — vornweg ein Mann, der sie zu führen scheint — und dort hinten — soll mich Gott leben lassen, ein Hofbedienter!

Rasch mein Glas, Künzel! Hört Er nicht? mein Glas — wo hat Er's denn nur wieder hin verlegt?"

„Da liegt's ja, gnädiger Herr Oberst, — haben ja erst vor Kurzem den pirnaischen Dampfzug in Sicht genommen."

Der alte Herr legte das Glas an und ein paar Sekunden später, rief er:

„Künzel! das ist Se. Majestät der König mit Allerhöchstdero Gemahlin — weiß Gott im Himmel, sie sind's! kommen zu mir am Ende — wüßte sonst nicht wohin sie wollten."

„Königs zwei Beide?" fragte Künzel, perplex hinunterschauend.

„Mein Seel', sie sinds! — da biegen sie hierher ein. Künzel, lauf Er — meine Tochter — wo ist denn Herr von Kawilski? der muß auch herzu. Ist er denn verdonnert, alter Kerl? so lauf er doch — rufe er Alle herbei! Herr des Himmels, ich rieche nach Tabak — die Majestäten werden daran nicht gewöhnt sein — verwünschter Geruch! eine abscheuliche Gewohnheit, das Tabakrauchen — muß schnell einen andern Rock ...." Während der Künzel ganz verwirrt die Treppe hinunter lief, um Regina und Herrn von Kawilski herbeizurufen, die Erstere war im Garten, Herr von Kawilski hatte eine Promenade nach dem Pilz hinaufgemacht, eilte der alte Herr in sein Zimmer und wechselte seinen Rock. Dann — seit Jahren war er nicht so flink gewesen — ging auch er die Treppe hin-

unter und traf vorm Hause mit Regina zusammen, die er bei der Hand faßte und rasch dem Gitterthore zuführte, an welchem er ankam, als das königliche Paar und der Geheimrath vor demselben anlangten.

„Majestät! Majestät! das ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ rief der Oberst mit Thränen in den Augen. „Solch einen Allerhöchsten Besuch hätte ich mir nicht vermuthet. Treten Sie ein in das Haus Ihres treuen Dieners, der sich durch Ew. Majestäten Gnadenbeweis unaussprechlich geehrt fühlt.“

Daß dieser Erguß bei dem greisen Royalisten ein rein aus dem Herzen kommender war, wies der Ausdruck seines Gesichtes, über dessen Furchen der vollkommenste Freudenglanz, mit tiefer Rührung vermischt, gebreitet lag.

„Man muß seine Freunde überraschen, mein guter Sonnenberg,“ sagte der König lächelnd, ihm die Hand reichend, während sich dessen erhabene Gemahlin freundlich mit Regina beschäftigte. Dann wendete sich der Erstere zu seinem Begleiter und sprach: „Meinen Sie nicht auch, Herr Geheimrath, daß es ein Unrecht ist, das wir an den Himmel begehen, wenn wir nur immer an unsere Feinde denken? Nein, unsere Freunde haben den nächsten Anspruch auf unser Herz und unsere Erinnerungen, und gewiß, ich habe noch viele, viele brave Männer in meinem Volke, die treu zu mir halten.“

Sie gingen die Treppe hinauf. Der Oberst führte sie in ein Zimmer, das selten betreten wurde. Seine ver-

storbene Frau hatte es bewohnt und er achtete es deshalb als ein Heiligthum. Aus den Fenstern desselben überschaute man das schöne Elbthal in der weitesten Ausdehnung.

„Sie wohnen reizend," bemerkte der König — „das ist so recht ein Ruhesitz für einen alten Krieger, der die Stürme des Lebens hinter sich hat und nun aus der Ferne den Kampf der jungen Generation beobachtet. Womit beschäftigen Sie sich so den Tag über, Herr Oberst? Empfangen Sie Besuche Ihrer Verwandten, Ihrer Kriegskameraden oder Personen der Umgegend?"

Der alte Herr entwarf eine kurze Schilderung seines fast stets einsamen Lebens und gedachte dabei, daß er wenigstens für jetzt eines sehr guten Gesellschafters, des Herrn von Kawilski, sich erfreue, der es sich gewiß als ein Glück rechnen werde, Se. Majestät ehrfurchtsvoll begrüßen zu können.

„Nun, mein lieber Sonnenberg," sagte der König leise, einen Blick seitwärts auf dessen neben der Königin und dem Geheimrath stehende Tochter werfend — „Sie müssen dazu thun, Ihr häusliches Glück zu erhöhen, ein braver Eidam würde nicht nur Ihrer liebenswürdigen Tochter, sondern auch Ihnen das Leben angenehm machen." —

„Ew. Majestät, ich habe schon daran gedacht und wollte mich deshalb an meinen alten Freund, den Major Hardenfels wenden — er hat viele Bekanntschaften, ich bin in den größeren, weiteren Kreisen der Gesellschaft eben

durch meine Zurückgezogenheit etwas verschollen," antwortete der Oberst.

„Ich wüßte Jemand Anderen, der diese Angelegenheit vielleicht zu Ihrer und Ihrer Tochter Zufriedenheit arrangiren dürfte."

„Ew. Majestät wüßten ....? Darf ich um die Nennung Desjenigen bitten?"

„Ich glaube, Sie werden ihm vertrauen, denn Ich bin es selbst."

„Ew. Majestät!"

„Pst! das muß Geheimniß bleiben — ganz unter uns — hören Sie, Herr Oberst? Ich denke, der Hardenfels wird mir in dieser Beziehung die Vorhand lassen — meinen Sie nicht?" redete der König scherzend.

Der alte Herr wollte seinen Dank aussprechen, aber die freudige Ueberraschung war so groß bei ihm, daß es ihm an Worten mangelte — Der Monarch legte lächelnd den Finger an den Mund und sagte: „Es bleibt unter uns."

Wenn es im Augenblick angegangen wäre, der Oberst hätte auf echte Soldatenmanier seiner Freude Luft gemacht, der Künzel hätte die beiden Paar Pistolen abschießen und die Winzerleute Victoria schreien müssen, daß es von den Bergen widergehallt hätte. Gewiß, das war ein wahrhafter Freudentag für den alten Herrn, ihm so recht in innerster Seele wohlthuend.

Die Königin betrachtete die an den Wänden hängen=

den Bilder, es waren meistentheils Copien großer Meister. Ein kleines in Oel gemaltes, in breiten Goldrahm gefaßtes und mit einem Immortellenkranze umgebenes Portrait lenkte ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Wen stellt es vor?“ fragte sie Reginen.

„Meine gute selige Mutter,“ war die Antwort.

Es war keine besondere Schönheit in dem Antlitz dieses Bildes, aber ein Zug von tiefer Trauer, durch den sich gebrochene Herzen gewöhnlich im Aeußeren auszeichnen, lag darin.

Der König hatte sich nach seiner Gemahlin gewendet und auch er betrachtete das Portrait.

„Welch täuschende Aehnlichkeit!“ rief er überrascht, nachdem ihn die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß es Reginens Mutter vorstelle.

„Aehnlichkeit — mit wem meinst Du?“

„Mit der unglücklichen Herzogin von S***n,“ war des Königs Antwort.

Der Oberst stand hinter den das Portrait betrachtenden Personen und keine derselben gab auf ihn Acht. Ueber sein furchenreiches Antlitz lagerte sich ein Ausdruck tiefer Bewegung, während sein Blick schmerzlich auf dem besprochenen Bilde weilte.

„Was war mit der Herzogin?“ fragte die Königin — „ich kann mich nie entsinnen, von ihr gehört zu haben.“

„Sie war das Opfer politischer Verträge, die zwischen ihrem Vater und dem Herzog von S***n stattfanden,

nach welchen das kleine Fürstenthum des Ersteren, der außer dieser Tochter keinen Erben zu hinterlassen hatte, an den Herzog Eidam fiel. Das wilde Leben des Letzteren, sein furchtbarer Jähzorn wurden die Quelle der größten Trübsal für die unglückliche Herzogin, die sich seiner Liebe nie erfreuen konnte. Sie ward für ihn eine Last, die er haßte, weil sie ihm bei einer zweiten glänzenden Verbindung, die sich ihm im Laufe der Zeit bot, natürlich im Wege stand. Sie starb plötzlich und der Herzog schloß ein Jahr später die erwähnte Verbindung. Das ist das, was die öffentliche Geschichte über diese unglückliche Ehe berichtet. Ich erinnere mich, daß dieser Geschichte einst zufällig von meinem höchstseligen Vater in Gegenwart meines höchstseligen Onkels, des Königs Friedrich August gedacht ward — es war bei Gelegenheit, daß dem Letzteren ein Bilderwerk, welches die Portraits sämmtlicher Regenten und Fürstenfamilien Deutschlands enthielt, zum Ankauf vorgelegt wurde. Damals sah ich das Portrait der Herzogin mit demselben tiefen Zug der Trauer, wie so täuschend ähnlich das hier einen gleichen Ausdruck trägt und es sprach mir zum Herzen. Der höchstselige König antwortete damals räthselhaft genug auf meines Vaters Bemitleidung der unglücklichen Fürstin: „„Der Himmel hat sie aus der Macht ihres Drängers befreit und in ein Dasein geführt, wo sie zwar nicht ihre Legitimität zur Schau tragen darf, wo sie aber in Frieden und glücklicher Zurückgezogenheit die ausgestandenen Qualen vergessen wird.““

Diese Worte deuteten darauf hin, daß der König von der unglücklichen Fürstin mehr wußte, ja daß er sogar, wie räthselhaft das auch klingen mag, von ihrem Leben unter andern Verhältnissen überzeugt war. „„Schweigen wir darüber,““ sagte er zu meinem höchstseligen Vater, als dieser ihn erstaunt darüber befragte — „„wie das Leben, so hat auch das Grab seine Geheimnisse. Schweigen wir darüber.““

Eine Pause folgte.

Die Königin betrachtete das Bild mit erhöhtem Interesse und sagte dann, ihre Hand auf Regina's Schulter legend:

„Sie haben eine kleine Aehnlichkeit mit dem Portrait, mein liebes Kind, aber die Heiterkeit, der fröhliche Jugendglanz Ihres Gesichtes macht sie beim ersten Anblick leicht übersehen.“

„Ach, gnädigste Frau, wenn ich nun künftig vor diesem Bilde meiner guten seligen Mutter stehen werde, und das geschieht oft, denn so heiliger Liebe darf man nie vergessen, will ich auch gewiß der unglücklichen Fürstin gedenken, von der jetzt Se. Majestät erzählt hat. Aber meine Mutter war nicht unglücklich.“

„Nein, nein, das glaube ich, Kind.“ Und im Weitergehen fragte die Königin den Oberst, der sich immer hinter der Gruppe hielt: „Was war Ihre Gemahlin für eine Geborene, Herr von Sonnenberg?“

„Nicht von Familie, Ihro Majestät,“ lautete die Antwort des alten Herrn.

Somit war der Gegenstand dieser Unterhaltung abgebrochen.

Der König wünschte den Garten und Weinberg des alten Herrn in Augenschein zu nehmen. Der Letztere athmete tief auf, als ob eine Last von seinem Herzen genommen würde.

Wie sie aus dem Hause traten, kam der Künzel vom Weinberge daher und stellte sich zu militärischem Gruße an der Seite des Weges auf.

Der König lächelte — der Künzel spielte in dem grauen langen Rocke und der martialischen Haltung eine etwas komische Figur. „Gewiß auch ein alter Soldat?“ fragte er.

„Ja, Majestät — ehemals Grenadier Künzel, jetzt mein mit mir alt gewordener Diener — ein treuer, ehrlicher Sachse.“

Der Künzel sah bei diesem ihm ertheilten Lobe förmlich verklärt aus. Als die Herrschaften an ihm vorüber waren, gab er seinem dieselben begleitenden Herrn einen Wink und raunte dem zu:

„Ich finde den Herrn von Kawilski nicht und wenn ich mich auf den Kopf stellte. Bin bis oben beim Pilz gewesen — keine Spur von ihm zu sehen und zu hören — muß verschwunden sein von Gottes Erdboden.“

„Das ist recht ärgerlich,“ brummte der Oberst —

„na, geh' Er nur in einer gehörigen Distance hinter uns her, Künzel, wenn Er vielleicht gebraucht wird.“

Weinberg und Garten waren in sehr kurzer Zeit übersehen, der Erstere bot nichts Besonderes dar; sie gingen am Pavillon vorüber, dessen Thür offen stand.

„Ich wünsche einen Augenblick zu ruhen,“ sagte die Königin.

Man trat hinein.

Herr von Kawilski erhob sich im Hintergrunde, er hatte in einer Brochüre gelesen, die er noch in der Hand hielt.

Der Oberst war sehr erfreut, ihn zu sehen und stellte ihn dem königlichen Paare als seinen Freund vor.

„Wir haben Sie gestört,“ sagte der Monarch — „das thut uns leid.“

Herr von Kawilski erwiederte einige artige Worte.

Die edle Sprachweise Kawilski's überzeugte den König, daß der vor ihm Stehende ein Mann von hoher Bildung sei und der gute Eindruck, den die äußere, imposante Erscheinung desselben machte, ward Ursache, daß der Erstere den Ton zu einer Unterhaltung anschlug, auf die Kawilski mit lebhaftem Eifer einging.

„Sie waren im Lesen einer Brochüre vertieft, mein Herr,“ sagte der König — „welcher Stoff fesselte Ihre Aufmerksamkeit?“

„Ich las über das Zeitthema, die Republik,“ antwortete Kawilski.

„Wahrhaftig ein Zeitthema,“ bejahte der König —

„Ich halte es jedoch für ein sehr unglückliches, denn es untergräbt das Fundament der Gesellschaft. Das Volk schwelgt in den republikanischen Theorieen, die ihm Alles, nur kein Brot bringen, im Gegentheil ihm das rauben, was es besitzt.“

„Um ein neues Gebäude an Stelle eines alten aufzuführen, ist es nothwendig, daß das Fundament des Letzteren genau untersucht und wenn es nicht als gut und dauerhaft sich erweis't, durch ein neues ersetzt werde,“ antwortete Kawilski. „Das ist nun auch der Fall mit den alten Zuständen; die neue Zeit wird nur das von ihnen entlehnen können, was sich als noch gut und brauchbar herausstellt. Wie viel oder wie wenig das sein wird, kann Niemand im Voraus bestimmen, die Zukunft muß die Entscheidung dafür geben.“

Der König war nicht wenig überrascht, eine solche Sprache zu vernehmen in einem Hause der Loyalität, wie das des Obersten. Der alte Herr und seine Tochter standen bei der Königin, die sich auf der Ottomane niedergesassen und sich mit Beiden unterhielt. So faßte der Raum des Pavillons zwei abgesonderte Gruppen. Außerhalb der ein wenig geöffneten Thür stand der Künzel gleichsam als Ehrenwache. Der alte Bursche rührte nicht Hand noch Fuß, er stand stramm wie ehemals in Reih' und Glied, sein Gesicht drückte so tiefen feierlichen Ernst aus, daß Mamsell Felicitas, die durch den kleinen Buben des Winzers gehört hatte, der König und die Königin wären zum

Besuch bei dem alten Herrn gekommen, es kaum wagte den Künzel darüber zu fragen.

„'S ist Alles wahr, Mamsell Felicitas, die Herrschaften sind hier drinnen, ich kann keine Menschenseele hineinlassen,“ flüsterte Künzel leise. „Aber wenn Sie was Gescheidtes thun wollen, nehmen Sie den Winzer, sein Weib und die drei Kinder und stellen Sie sich mit denen am Thore auf, da können Sie die Majestäten, wenn sie fortgehen, von Angesicht zu Angesicht sehen und 's ist doch eine Art Honneur.“

Die Felicitas fand diesen Vorschlag als sehr vernünftig und führte ihn pünktlich aus, was dem königlichen Kammerlakai, der ihrem Arrangement zusah, viel Vergnügen zu machen schien.

„Sie scheinen die neuen Ideen gut zu heißen,“ entgegnete der König Herrn von Kawilski, „glauben Sie nicht, daß sie eine Reihe von glänzenden Irrthümern und Täuschungen sind?“

„Ew. Majestät, dann dürften sie sich nur zu der langen Reihe von Täuschungen zählen, welche die Regierungen gegen die Völker verschuldeten,“ antwortete Jener. „Napoleon sah dies kommen, indem er der Zukunft Europa's nur zwei Wege in seinem bekannten Ausspruch: „In funfzig Jahren ist Europa entweder republikanisch oder kosakisch“ prophezeite.“

„Sie sprechen sehr offen, mein Herr,“ sagte der König.

„Unter Männern, selbst wenn der Eine ein König ist, muß Wahrheit herrschen — das eben ist die Ehre des Mannes, die Ansicht seiner Gegner zu hören und das Gute darin zu würdigen.“

„Sonach halten Sie mich, trotzdem ich König bin, für einen Ehrenmann; ich bin Ihnen dafür Dank schuldig. Ich glaube, Sie sind keiner der schlimmsten Republikaner, weil Aufrichtigkeit Ihre Devise ist. Der versteckte Feind ist gefährlicher — ist das nicht auch Ihre Meinung, mein Herr?“

„Ich pflichte Ew. Majestät bei.“

„Nun, Herr Geheimerath,“ wendete sich der König zu Herrn von Minkwitz, „so ersuche ich Sie, diesem Herrn aus der Geschichte der alten römischen Republik zu beweisen, wie schon damals diese Republikaner die Grundlage alles Unglückes im Staate in den Vereinen und Clubbs erkannten und sie streng verboten. Ich beanspruche das Recht, welches Sie vorhin der Ehre des Mannes zugestanden, seine Ansicht dem Gegner offen auszusprechen.“

Kawilski verneigte sich und der greise Geheimerath hob an: „Jedenfalls, mein Herr, ist Ihnen die Geschichte der alten Republik Rom nicht fremd. Erlauben Sie mir, Sie an das berühmte senatus consultum de bachanalibus zu erinnern. Die Consuln betrachteten die Bachantenvereine, obwohl sie nur den Mysterien des Bachusdienstes, einer abscheulichen Sittenlehre, im Geheim huldigten, als eine Verschwörung gegen den Staat und der Senat

bekleidete sie mit einer außerordentlichen Vollmacht, diese geheimen Clubbs auszurotten. Es geschah. Der Consul Posthumius redete das Volk auf dem Forum, um es von der Nothwendigkeit dieser Maßregel zu überzeugen, also an*): „Eure Voreltern wollten nicht, daß Ihr Euch, außer in den vom Gesetz vorgeschriebenen Fällen oder wenn vom Capitol das Zeichen dazu gegeben worden, zufällig oder ohne Ordnung zusammenthun könntet. Sie hielten dafür, daß überall, wo sich die Menge versammelt, eine Magistratsperson zugegen sein müsse, um der Führer und Mäßiger derselben zu sein. Was nur immer in den letzten Jahren durch die Leidenschaft, durch Betrug und Unthaten gesündigt worden ist, das hat einzig und allein seinen Ursprung in jenen regellosen und geheimen Gesellschaften gehabt. Bis jetzt waren sie zur Vernichtung des Staates noch nicht stark genug, allein das Uebel wächst täglich, es ist schon größer, als daß es noch als ein Privatunglück genommen werden könnte; es gehört zu den wichtigsten Angelegenheiten des Staates.“ Und Senat und Volk votirten den Consuln einen öffentlichen Dank, weil sie diese Angelegenheit mit Energie und ohne großen Tumult beigelegt hätten.“ —

Eine Pause folgte.

Der König endete sie, indem er zu Kawilski sagte: „Nun, mein Herr, die Republik von damals fand nicht überwachte Vereine und Clubbs staatsgefährlich, was würden

*) Zu finden in Tit. Liv. lib. 39. cap. 15. 16.

diese alten Republikaner zu dem Treiben der freien Vereine und Clubbs heut zu Tage sagen?“

„Sie würden sie ohne Weiteres verdammen,“ antwortete Kawilski.

„Nun?“ rief der König lebhaft.

„Sie würden sie ohne Weiteres verdammen, wenn ihnen die Thatsache unbekannt bliebe, daß die Regierungen sich in geheimen Artikeln gegen die Völker verbunden, die Minister die Geheimhaltung dieser Artikel beschworen. Sie würden sie ohne Weiteres verdammen, wenn ihnen verborgen bliebe, wie die Regierungen den Völkern die heiligsten Rechte entzogen und nur ihre dynastischen Interessen im Auge gehabt. Sie würden sie verdammen, wenn sie erst selbst der Freiheit Feind geworden wären.“

Abermals folgte eine Pause.

Dann sprach der König mit tiefem Ernst: „Manches mag geschehen sein, was, als es im Geiste dieses oder jenes Staatsmannes entsprang, für gut gehalten wurde, in der Ausführung aber den Rechten des Volkes scheinbar oder auch faktisch Eintrag that, vielleicht auch aus unlauterer Absicht schon hervorging. Wer kann darüber richten, ohne selbst zu fehlen? Die Zukunft trägt unserm Thun allein Rechnung! Ich aber bin mir des reinen Strebens, meines Volkes Glück nach Kräften gefördert zu haben, bewußt, eben so sehr, als des schmerzlichen Gefühls, von mancher Seite her Undank geerntet zu haben. So stehe

Ich vor meinem Volke, so vor Gott, der Fürsten und Völker leitet und führt. Möge er von uns Allen die Täuschungen nehmen, welche so großes Trübsal und Friedenlosigkeit über uns gebracht haben."

Der König erhob sich und diese ernste Unterhaltung war geendet.

Eine Viertelstunde später verließ das Königliche Ehepaar und der Geheimerath die Besitzung des Oberst von Sonnenberg, der im Verein mit seiner Tochter und Herrn von Kawilski ihnen das Geleite bis vor das Thor hinaus gab.

Mamsell Felicitas hatte hier den Winzer und seine Frau mit den drei Kindern in Linie aufgestellt, sie selbst stand oben an und während der Weinbauer, sein Käppchen unterm Arm, in treuherziger Weise sagte „Gehorsamster Diener, gnädigster Herr König und Frau Königin!" machte die gute alte Felicitas ganz im Geiste jener Zeit, in der sie ihre Erziehung genossen, mit den Fingerspitzen zu beiden Seiten ihres Rockes ein paar Falten desselben zierlich ergreifend, einen Knix immer tiefer, als den andern. Dies Bild aus alter Zeit rief ein Lächeln bei dem königlichen Ehepaare hervor und die gute Felicitas fühlte sich überglücklich, einige Worte des Dankes von Beider Lippen zu empfangen. Während die Königin noch dem alten Herrn und Reginen einen Abschiedsgruß sagte, wendete sich der König zu Herrn von Kawilski und sprach mit jenem ihm eigenthümlichen leutseligen Ausdruck:

„Nun, mein Herr, leben Sie wohl — Ich achte den Andersdenkenden, wenn er so offen wie Sie sich ausspricht.“ —

. . . .

„Kinder!“ rief der alte Herr, als die Biegung des Weges die Gestalten der erhabenen Besuchenden ihnen verbarg, „Kinder, heute soll ein Festtag für uns Alle sein, denn meinem einfachen Hause ist Ehre wiederfahren. Mamsell Felicitas, Sie werden uns ein extrafeines Souper besorgen und Er, Künzel, holt vom Aeltesten aus dem Keller herauf. Des Königs Gesundheit wollen wir trinken. Es lebe der König!“

Gräfin Monartowska war verreist. In der Familie des Kammerherrn machte das gewissermaßen eine Störung, eben weil der Baron trotz der weiten Kluft, welche sich zwischen der Gräfin und ihm so unerwartet durch jenes Ereigniß, das wir bereits dem Leser geschildert haben, gestaltet hatte, immer noch eine Anbahnung zu dem früheren Verhältnisse hoffte. Er war ein zu habsüchtiger Charakter, um nicht selbst um den Preis einer Demüthigung die Möglichkeit zu erkaufen, dereinst auf seinen Sohn, der leider des Geldes viel bedurfte, die Hinterlassenschaft der Gräfin übergehen zu sehen.

Der Baron trug sich mit dem närrischen Gedanken, die Gräfin werde nicht lange leben, obwohl vernünftiger-

weise für diese Vermuthung auch nicht die mindeste Aussicht vorhanden war. Wenn auch das Antlitz der Gräfin Stieftochter blaß aussah, so war dies immer keine Ursache, an irgend einen frühzeitigen Tod derselben zu denken; aber der Grund dieser närrischen Vermuthung lag bei dem Baron in dem habsüchtigen Wunsche, mit dem die versteckte feindselige Abneigung gegen Aurelie auf's Vollkommenste übereinstimmte und ihm diese trügerische Vermuthung lieb machte, so daß sie endlich zu einer Art Ueberzeugung gedieh. Dazu kam noch die gänzliche Unkenntniß des Vermögens der Gräfin, das er eben deshalb nicht nur weit überschätzte, sondern auch eine gewisse Gier darnach empfand, je weiter ihn die Möglichkeit des Besitzes desselben entrückt wurde. Die Vermögensverhältnisse des Barons waren stark zerrüttet, obwohl er vor der Welt jede Blöße in dieser Beziehung geschickt zu verhüllen wußte. Der bedeutende Aufwand, den er bisher gemacht hatte und der, den sein Sohn ohne jegliche Einschränkung zu machen pflegte, griffen zu tief an den pecuniären Lebensstamm, der ohnehin durch das Sinken aller Werthpapiere eine gewaltige Erschütterung erlitten. Die nahebevorstehende Vermählung Richards mit Fräulein von Stönsdorf war allerdings ein Rettungsanker für den gesunkenen Wohlstand der Familie, indeß der Baron sah nur zu gut voraus, daß bei der flotten Lebensweise Richards Malwinens Vermögen immerhin eine Ergänzung bedürfen werde, was ihn einigermaßen ängstete. Er selbst hatte über diesen

Sohn keine besondere väterliche Gewalt, die Baronin war in ihn, den sie oft scherzweise ihren Apoll Richard nannte, förmlich verliebt und da ihr Gemahl jederzeit in einer gewissen Unterordnung zu ihr stand, so war es nur natürlich, daß er sich nie einer durchgreifenden Autorität über Richard hatte rühmen können.

Malwina brachte zuerst die Nachricht mit zu Hause, daß die Gräfin verreis't sei. Der Baron hatte so sehr darauf gerechnet, daß bei Gelegenheit der Vermählung seines Sohnes mit Malwina, durch die Freundschaft der Letzteren mit der Gräfin, diese zu einer Versöhnung mit ihm gestimmt werden könne. Die plötzliche Abreise, deren Ziel Niemand kannte, vereitelte diese Hoffnung. Aber auch auf Malwinen machte sie einen sehr betrübenden Eindruck. Vorgestern war sie noch mit der Gräfin auf dem Weinberg bei Reginen gewesen und Aurelie hatte kein Wort von einer so plötzlichen Abreise geäußert und nun — war sie verschwunden — Malwina fühlte sich von diesem Schweigen verletzt. Eine recht trübe Mißstimmung überkam Malwina. Nie hat ein Mädchen eine erfahrene Freundin nöthiger, als wenn es im Brautstande ist. Da giebt es so Vieles zu fragen, zu berathen, da gleicht das Mädchenherz einem Geheimnißkästchen, es schließt so viele Wünsche in sich, die es alle erfüllt sehen möchte und doch nur einem recht treuen Herzen mitzutheilen wagt; die Zukunft, dies Buch ohne Anfang und Ende, liegt aufgeschlagen vor der Braut, aber sie kann die fremde Schrift nicht

ohne den Beistand der Freundin lesen — zu Allem, selbst zum Ordnen ihrer Empfindungen, bedarf sie des Rathes — und Malwina sah sich durch Aureliens geheimnißvolle Abreise desselben verlustig. Das war ein Frosthauch über ihren Brautstand, der ihre Heiterkeit gewaltsam niederdrückte. An die Baronin konnte sie sich nicht anschließen. An dieser Frau war Alles gemacht, nichts Natur, nur die äffische Liebe zu ihrem Sohne war die einzige Wahrheit. So jung Malwina war und so wenig Menschenkenntniß sie auch besaß, so fühlte sie doch, daß das Verhältniß zwischen der Baronin und ihrem Gemahle ein kaltes, unerquickliches sei und wie hätte sie sich da bei dieser Ueberzeugung an die Baronin anschließen können, die selbst nichts von der zärtlichen Innigkeit ehelichen Glückes wußte. Richards Stimmung, die er unter der Maske der Heiterkeit zu verbergen strebte, war ein Schweben zwischen Furcht und Groll. Ja, er fürchtete Agnes — ihre Energie hatte ihn gewaltsam eingeschüchtert, er hielt sie fähig, Alles gegen ihn zu unternehmen, seine Frivolität war an ein Ziel gelangt, wo ihn der Muth derselben verließ, obwohl sein Stolz sich vor dem Gedanken, ein Mädchen, das er gut genug für seine Laune gehalten, nun fürchten zu müssen, empörte. Herr von Rohden, diese charakterlose Seele, befand sich in der vollkommensten Zerknirschung eines Verbrechers, der, keinen Ausweg zur Rettung sehend, sich und seinen Thatgenossen mit Vorwürfen quält. Der Lieutenant empfing diese von ihm in solch einem Grade, wie nur

solch ein Mensch sie hervorbringen kann. Rohden sah sich durchaus nicht durch dessen Verbrechen an Agnes so außerordentlich beunruhigt, seine Angst reichte nicht so weit, um das Schlechte aus dem Gesichtspunkte der Moral zu betrachten und es als schlecht zu erkennen, aber die Folgen und die Ueberzeugung, daß auch er jedenfalls mit hineinverwickelt werden müsse, folterten ihn entsetzlich.

„Schweigen Sie endlich mit diesen Bußsermonen,“ sagte Richard zu ihm, „es ist eben so verächtlich, wie lächerlich, Sie über Tugend schwatzen zu hören. Ich bin dieses Unsinnes müde. Versuchen wir es lieber, das Mädchen zum Schweigen zu bringen. Lassen wir nie den Grundsatz außer Augen, daß Alles unterm Himmel feil ist.“

Die Sicherheit Richards bei dieser traurigsten Ueberzeugung, welche nur ein glaubensloses Gemüth je haben kann, gab Herrn von Rohden die Spannkraft wieder, die ihm gänzlich verloren gegangen war.

Wie sonst verfügte er sich zur Nachmittagsstunde in den Laden Werners. Agnes war allein.

Er stellte ihr Himmel und Hölle vor, überbot sich selbst in Beredtsamkeit, um Agnes zu überzeugen, wie thöricht von ihrer Seite es sei, hartnäckig auf einer Verbindung mit Richard zu bestehen — er von Familie, sie eine bürgerliche und sonach immer gewissermaßen obscure Person, die auch nicht einmal den annähernden Vorzug an das Element der Geburtsaristokraten, ein in die Waagschale zu werfendes Vermögen besitze. Man werde aller=

dings das mit ihr gepflogene Verhältniß des Herrn Lieutenants diesem als eine Thorheit anrechnen, indeß da derselbe bereit sei, um jeden Preis Schweigen über diese Verirrung seinerseits von ihr zu erkaufen, so mindere sich auch seine Schuld bedeutend und sie (Agnes) selbst stelle sich durch übertriebene Ansprüche dem Urtheile der Welt blos.

Agnes hatte ihn nicht in diesen Beweisführungen unterbrochen. Als er damit zu Ende war, sagte sie:

„Sie verschwenden zu viel Worte, Herr von Rohden — ich habe weit weniger für Sie, der Sie sich einer so undankbaren Mission unterziehen. Niemand hat Anspruch auf den Namen der Gemahlin des Herrn Lieutenants Baron von Sonnenberg, als ich. So lange ich lebe, wird er kein anderes Weib als mich sein nennen.“

Herr von Rohden fühlte sich von diesem ruhigen Ausspruch zerschmettert, seine Hoffnung, die üble Angelegenheit vortheilhaft abzuwickeln, war vernichtet. In Agnes kaltem, abgemessenen Wesen, das auch nicht die Spur einer Leidenschaft durchschimmern ließ, trat ihm etwas Dämonisches entgegen, das ihn außerordentlich ängstete.

„Aber, mein Himmel, was wollen Sie denn?“ rief er in Verwirrung.

„Daß Sie mich verlassen, mein Herr,“ antwortete Agnes — „denn Sie sind in meinen Augen nicht weniger verächtlich als der, dessen Helfershelfer Sie sind.“

Mit diesen Worten ließ sich Agnes auf den Sessel am Fenster des Ladens nieder und beschäftigte sich mit

ihrer Arbeit. Herr von Rohden war nicht mehr für sie zugegen, er erhielt keine Antwort mehr von ihr.

Aber als sie sich allein sah, brach der Stolz, den sie dem Unwürdigen gegenüber gezeigt, zusammen und das Gesicht in das Taschentuch gehüllt, gab sie sich dem sie ergreifenden Schmerze in vollkommenster Willenlosigkeit hin. Sie bereute nicht etwa die energische Forderung, die sie, ihre tief verletzte Ehre zu sühnen, festhielt; die Enttäuschung war es, daß sie in Richards Augen nur ein Spielzeug gewesen, dessen er sich nach Gefallen entledigen zu können vermeinte, von der sie so schmerzlich berührt wurde. Wie hatte er ihre Liebe, ihre Hingebung belohnt! In ihrem Geiste wurde es düster, wenn sie sich diesem traurigen Gedanken hingab, nur mit Mühe vermochte sie sich der sie durchzitternden Gluth des leidenschaftlichsten Hasses, ja der Rache zu entreißen. Wirre, entsetzliche Bilder drängten sich dann vor ihrem Geiste; ihre Phantasie, reich und furchtbar im Erzeugen von Traumgestalten, versenkte sich in jenes traurige Labyrinth von wilden Scenen, die wie ein Strudel sie erfaßten und festhielten, Alles in ihr war Affekt — ihr besseres, lichtvolles Theil unterlag dem dämonischen Andrängen dieser phantastischen Vorstellungen.

„Bin ich um mein Lebensglück betrogen, sei er es auch!“ sagte sie zu sich.

Wie schwach ist doch der Haß, wenn das Herz, in welchem er seinen verzehrenden Brand lodern läßt, ein ursprünglich edles ist! Selbst die wildeste Leidenschaft hat oft

Momente, wo sie in sich wie in Kraftlosigkeit vergehend zusammensinkt — und Agnes unterlag oft solchen Momenten. Dann erst empfand sie in tiefster Seele, wie unglücklich sie sei, wie eben der Haß in ihr nur eine neue Täuschung, einem den Moder ihres Lebensglückes verhüllenden Grabstein gleiche. In solchen Momenten trat es recht deutlich vor ihre Seele, wie sie den Treulosen noch liebe — er hatte ihr Herz gebrochen und es gab Augenblicke, wo sie ihm die schwere Schuld verzieh. So war es in ihr ein immerwährend Kämpfen und Ringen, der Dämon und das bessere, lichtvolle Theil in ihr prüften ihre Gewalten gegenseitig und sie fiel willenlos bald der einen, bald der andern Macht anheim.

Die einzige Hoffnung des Lieutenants, einem Einspruche von ihrer Seite zu entgehen, bestand in der Beschleunigung seiner Vermählung. Er wußte es dahin zu zu bringen, daß diese in der nächsten Woche vollzogen werden sollte; Malwina betrachtete es als ein Zeichen seiner Liebe und fühlte sich in dieser Täuschung glücklich.

Dieses unwürdige Calcül beruhigte selbst Herrn von Rohden in etwas und er war ganz einverstanden mit demselben, da er der Ueberzeugung lebte, daß wenn Agnes zu der Einsicht gelange, jede Hoffnung auf Richards Besitz sei ihr verloren, sie sich zum Schweigen abfinden lassen werde.

Der Collegienrath, welcher seinen Besuch bei der Sonnenbergschen Familie eingestellt hatte, wie wir bereits erwähnten, stand zu einem Gliede derselben, zu Herrn von

Rohden, immer noch in freundschaftlicher Beziehung. Herr von Rohden fand sich dadurch nicht wenig geschmeichelt, denn er glaubte, es sei seine Persönlichkeit, an der Herr von Custenew so viel Interesse finde. Der Schwachkopf ahnte nicht, daß der schlaue Agent ihn nur als ein mittelbares Verbindungsglied betrachte, durch welches er Alles, was auf Gräfin Monartowska Bezug habe und vielleicht in der Familie des Kammerherrn besprochen werde, erfahren könne. Der Collegienrath ließ nicht von dem Gedanken ab, daß die Gräfin in Verbindung mit Bakunin stehe, obwohl derselbe sich seiner Nachforschung entzogen hatte. Custenew besuchte in allerlei Verkleidungen die politischen Vereine, immer in der Hoffnung, irgendwo eine Spur des von ihm Verfolgten aufzufinden; aber alle diese Versuche blieben ohne Resultat. Für einen Spion giebt es sicher keine peinlichere Empfindung, als alle Combinationen in Nichts aufgehen zu sehen. Der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte, war die Erfahrung, daß die Gräfin so ganz unerwartet eine Reise angetreten. Jetzt war für ihn scheinbar der letzte Faden für seine Nachforschungen zerrissen und er sagte sich es mit Ingrimm, daß sein Wirken auf diesem Platze nun fruchtlos sei. Sollte diese schnelle Abreise, nachdem sie vorher erst ein neues Logis bezogen, mit dem Verschwinden Bakunins in Einklang stehen? Diese Frage, welche er sich natürlich unbeantwortet lassen mußte, quälte ihn außerordentlich. In dieser Verlegenheit besann er sich auf Rohden, und so unmöglich es ihm vorkam, daß die

Gräfin irgend etwas über ihre schnelle Abreise dem Baron Stiefvater zu wissen gethan, so wollte er doch nichts versäumen, was ihm vielleicht zu einer Aufklärung führen könne. Er wußte, Malwina war Aureliens Freundin, er hatte erkundschaftet, daß sie noch zwei Tage vorher zusammen zu dem Oberst hinaus auf Besuch gefahren waren; sollte es da unmöglich erscheinen, daß sie gegen Malwina etwas über die plötzliche Reise gesagt habe? Dieser Gedanke gab ihm wieder Spannkraft; es war nicht nur möglich, ja es war denkbar sogar, in Beider Freundschaft und in dem Mittheilungsstreben der weiblichen Natur begründet.

In der Regel verließ Herr von Rohden in der neunten Morgenstunde das Haus, um die ihm von der Frau Baronin übertragenen Aufträge, deren es immer eine Menge gab, zu vollziehen. Custenew begegnete ihm wie zufällig, er war freundschaftlicher als je, gab Rohden den Arm und drang in ihn, ein Frühstück mit einzunehmen. Rohdens Eitelkeit fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, um so mehr, als er sich nie erinnern konnte, je eine Person gewesen zu sein, der man sich so zugeneigt gezeigt habe. In der untergeordneten Stellung in des Kammerherrns Hause war er nie eine bevorrechtete oder bevorzugte Person, immer in Abhängigkeit, die ihm, je nachdem die Laune seiner Freunde waltete, zuweilen recht fühlbar gemacht wurde — daher fand er sich jetzt nicht wenig gehoben und sein beschränkter Verstand spiegelte ihm dienstwillig vor, daß der

Collegienrath, den der Kammerherr als einen ausgezeichneten Kopf betrachtete, jedenfalls seine Vorzüge erkannt habe.

Bei dem guten Frühstück in Caramousis griechischer Delikatessenhandlung fühlte sich Herr von Rohden förmlich aufleben. Der gute Cyperwein that eine höchst erfreuliche Wirkung an seinem Herzen, an seiner Zunge. Hätte Herr von Rohden besondere Geheimnisse zu verwahren gehabt, der Collegienrath würde wahrlich keines Dietrichs bedurft haben, um sie ihm aus der Seele zu schwatzen. Nein, Rohdens Herz saß auf der Zunge und diese redete Alles dienstwillig heraus, was Jener nur wünschen konnte.

Custenew fürchtete schon, Rohden umsonst eine so heitere Stunde geschaffen zu haben, denn Alles was dieser über die Gräfin und des Barons Familie berichtete, war ihm höchst gleichgültig, es führte nicht einmal zu einem Trugschlusse. Die nahe bevorstehende Verbindung des Lieutenants interessirte den Collegienrath nicht im Geringsten und Rohden erging sich in diesem für ihn so wichtigen Stoff mit aller nur denkbaren Weitschweifigkeit, so daß sich Jener genöthigt sah, ein anderes Thema anzuschlagen, um nur dieses unerquickliche Referat zu beenden.

„Was ich bedaure," sagte er, „ist, daß ich nicht den Bruder des Herrn Barons kennen gelernt habe. Aber freilich, es war keine Möglichkeit dazu vorhanden, weil der Kammerherr, sowie ich weiß, nicht zum Besten mit ihm stimmt. Da ich vielleicht noch ein oder auch zwei Monate hier in Dresden verweile, würde mir ein jeweiliger

Ausflug zu einem Bekannten in das schöne Elbthal recht zu Statten gekommen sein.“

Rohden bemerkte darauf, daß der alte Herr auf seinem Weinberge ganz vergnügt lebe, indeß es gehöre immerhin eine gewisse Abtödtung dazu, sich Sommer und Winter und Jahr für Jahr da draußen so von allem Stadttroubel fern zu halten; man müsse gerade so alt sein, wie der Oberst, um keinen Hang mehr für die Geselligkeit in den städtischen Cirkeln zu haben.

„Das ist Gewohnheit, mein Bester,“ antwortete Custenew — „übrigens scheint es mir, als wenn der Kammerherr jetzt eine Annäherung an den Herrn Bruder Einsiedler herbeizuführen suchte. Natürlich, die Vermählung des Lieutenants bietet dazu den besten Vorwand und so wie ich von Fräulein von Stönsdorf weiß, ist diese eine recht zärtliche Freundin der Tochter des Obersten.“

„Ja gewiß,“ stimmte Rohden bei, „die sind ein Herz und eine Seele. Deshalb fuhr Fräulein von Stönsdorf auch immer mit der Frau Gräfin hinaus.“

„Ich hätte die Gräfin wirklich nicht für so gemüthlich gehalten, daß sie sich im Umgange mit ein paar so jungen Mädchen gefallen könnte,“ warf der Collegienrath leicht hin, „und von der Unterhaltung mit dem alten Oberst kann sie sich als Dame auch nicht so besonders angesprochen fühlen.“

„O, die Frau Gräfin findet doch, und wie mir scheint, recht interessante Unterhaltung draußen,“ sagte Rohden, „da ist ein Herr von Kawilski bei dem alten Herrn, den sie

jedenfalls genau kennt und den ich lächerlicher Weise früher einmal für einen Bittsteller angesehen.“ Rohden lachte über diese ihm wiederfahrne Täuschung.

Der Collegienrath horchte hoch auf; es war etwas in dieser Antwort Rohdens, das einem möglichen Anknüpfungspunkt für seine Aufmerksamkeit ähnlich schien; aber zu gewandt, um irgend ein besonderes Interesse zu zeigen, entgegnete er lachend: „Wollen Sie der Gräfin vielleicht gar ein Liebesgeheimniß andichten?“,

Rohden fühlte dadurch einen Sporn, seine Erfahrung hinsichtlich Herrn von Kawilski's und dessen schon früher bestandener Bekanntschaft mit der Gräfin aufs Breiteste mitzutheilen und in der von dem Collegienrathe geäußerten Bemerkung eines Liebesgeheimnisses zwischen Beiden eine höchst denkbare Wahrscheinlichkeit für ein solches Verhältniß zwischen ihnen zu finden, was ihm, da ihm dasselbe als eine ganz pikante Neuigkeit erschien, viel Vergnügen machte.

Custenew wußte so geschickt seine Fragen über Herrn von Kawilski zu stellen, daß Rohden in der heiteren Aufregung der Weinlaune, jede derselben für einen scherzhaften Einwurf betrachtend, in vollkommenster Weitschweifigkeit Alles herausplauderte, was von seiner Seite nur über Herrn von Kawilski zu sagen war.

Nach einer Weile erschöpfte sich dieser Scherz und der Collegienrath erinnerte sich, daß er in der eilften Stunde eine Visite zugesagt, die Uhr zeigte schon halb und

er endete diese, wie er Rohden mit größter Aufmerksamkeit versicherte, ihm höchst angenehme Unterhaltung.

In der That konnte ein Mann wie Custenew, dessen ganzes Streben nur auf Erforschung des unbekannten Aufenthalts eines von ihm Verfolgten ging, nur zufrieden mit dem erhaltenen Winke sein und sein Combinationstalent hatte einen so gewichtigen Vorwurf darin gefunden, daß er jetzt nur an die Art und Weise dachte, wie er sich über Kawilski, der nach der Schilderung Rohdens unmöglich ein Anderer als Bakunin sein konnte, genau unterrichten könne. Dazu war ein Besuch bei dem Oberst nöthig; aber in welcher Maske? unter welchem Namen? Dies beschäftigte den Collegienrath außerordentlich. Ganz in diesen für ihn so wichtigen Gedanken vertieft, hatte er die Kreuzgasse passirt und befand sich bereits am Altmarkte, wo ihm ein Menschentrupp, der sich vor der Auslage einer Kunsthandlung versammelt, den Weg auf dem Trottoir verengte. Weniger der Neugier als der Nothwendigkeit wegen, sich auf dem Trottoir zu halten, da ein die Nacht über ziemlich stark gefallener Regen das ohnehin ungleiche Marktpflaster schmutzig gemacht hatte, blieb auch er stehen. Der Kunsthändler hatte eine reiche Sammlung colorirter Abbildungen der verschiedensten deutschen Truppen, vorzüglich preußischer und österreichischer, zur Schau gestellt. Custenew hörte einen ergrauten Militär neben sich sagen: „Das Herz im Leibe lacht Einem, wenn man die Bilder sieht. Wär' die Pension nicht so verflucht knapp, die schafft' ich mir alle

unter Glas und Rahmen an. So 'ne Bildergallerie paßt sich für einen alten Soldaten."

Der Collegienrath hätte den Alten für diesen Lichtfunken umarmen mögen — das war ein Blitz, der sein bis dahin unfruchtbares Nachdenken plötzlich erleuchtete. Er eilte in den Laden hinein, kaufte einige Bilder und eröffnete dem Commis, daß er gegen von ihm gleich zu erlegende Caution eine bedeutende Auswahl dieser Militärblätter in sein Hotel gesendet zu haben wünsche, er wolle sie Freunden vorlegen und glaube einen Theil derselben abzusetzen. Dieser Vorschlag ward mit Dank angenommen, und kaum eine halbe Stunde später sah sich Custenew, zurückgekehrt in sein Hotel, im Besitz eines ansehnlich gefüllten Cartons Bilder.

Es war zur Mittagszeit, als der Collegienrath, in einer einfachen, bürgerlichen Kleidung, in einem Einspänner den Weg nach Blasewitz fuhr und nachdem er sich hatte übersetzen lassen, den Carton unterm Arm, der Besitzung des Obersten von Sonnenberg zuschritt.

Künzel war der Erste, dem er in den Weg kam und da der Collegienrath sich als Geschäftsreisender ausgab, der eigens vom Kammerherrn von Sonnenberg hergeschickt worden, um dem Herrn Oberst Einiges aus dieser militärischen Bildergallerie zum Kauf anzubieten, so trug Künzel kein Bedenken, ihn, wenn der alte Herr nicht schon sein Mittagsschläfchen halte, zu demselben zu führen. Das Letztere war noch nicht der Fall und der Oberst, bei dem

sich zufällig Regina befand, durchschaute die Bilder mit sichtlichem Vergnügen. „Der Herr Bruder Kammerherr hat für diesmal keinen übeln Einfall gehabt,“ sagte der alte Herr, „und muß ich daher seiner Empfehlung Ehre machen. Seh' Er mal, Künzel, was das jetzige Militär für geschniegelte Kerls sind, wie die Drahtpuppen. Wie wir aus dem Felde zurückkehrten, sahen wir freilich nicht so spiegelblank aus; aber wir hatten was Rechtschaffenes dafür durchgemacht und notabene Pulver gerochen in aller Herren Länder.“

„Gott soll mich leben lassen, gnädiger Herr Oberst, wir sahen damals nicht viel anders aus, als wären wir sammt und sonders in die Brüche gekommen!“ stimmte Künzel bei, „zur Parade hätten sie gerade keinen Staat mit uns gemacht.“

„Aber vor'm Tod haben wir Parade gehalten aus dem ff, das will mehr sagen, vergeß Er das nicht.“

Regina wünschte einige Blätter preußischer Krieger-Abbildungen, die ihr besonders gefielen, zu behalten.

„Nichts da, nichts da, Kind,“ verweigerte der alte Herr, „habe hinlänglich preußische Angedenken. Nein, nein, da hier — die österreichischen und bairischen — die behalten wir, Künzel, bezahl Er sie 'mal.“

„Haben der gnädige Herr Oberst vielleicht einen Herrn Sohn oder sonst Jemand, dem die Ansicht der Bilder Vergnügen machen dürfte?“ fragte Custenew. —

„Sohn? nein, habe ich nicht. Aber halt! Herr von Kawilski, 's könnte Dem Spaß machen."

„Herr von Kawilski ist vorhin mit einem Buche in der Hand in den Pavillon gegangen, hält da immer sein Mittagsschläfchen," antwortete Künzel.

„Na, führ Er den Mann 'mal hin — kann's ja durch's Fenster sehen, ob er schon schläft."

An Künzels Seite verließ Custenew das Zimmer und ging mit diesem in den Garten.

„Die Thüre ist zu — wird wohl schlafen," sagte Künzel, „na, überzeugen können wir uns doch."

Dem Collegienrath, so ruhig er auch sonst bei Verräthereien zu sein pflegte, schlug das Herz. Es war ein Wagstück, welches er jetzt unternahm und mit Schauer erinnerte er sich jetzt an jenen Moment, wo Bakunin ihn mit Riesenkraft in die vom Dämmerungsnebel bedeckten Wellen des Seinestromes schleuderte. War Kawilski wirklich Bakunin und er kannte ihn, dann war Custenew's Leben in Gefahr. Indeß der mächtige Drang nach Ueberzeugung führte ihn an Künzels Seite hin nach dem Pavillon.

Sie traten an ein Fenster desselben. Das Glück ist dem Verräther oft hold. Drinnen auf der Ottomane saß Kawilski, den Kopf etwas zurückgelehnt, die Hände ruhten lässig in seinem Schooße, das Buch lag zu seinen Füßen, der Schlafende hatte es aus den Fingern gleiten lassen.

Ja, es war Bakunin — Custenew zitterte vor Freude bei dieser Gewißheit.

In diesem Momente regte sich der Schlafende, die rechte Hand hob er nach den Augen empor.

„Er wird munter," sagte Künzel, „da können Sie gleich mit ihm sprechen."

Custenew war schnell bei Seite getreten und zog auch Künzeln weg. „Nein, nein, jetzt nicht," sagte er dringend. „Wenn so ein Herr noch halb im Schlafe ist, ist er verdrießlich, ich kenne das schon — da ist kein Geschäft zu machen. Wenn Sie mir erlauben, komme ich heute oder morgen wieder."

„Na, mir ist's schon recht," stimmte Künzel bei, „Herr von Kawilski ist immer zu treffen."

„Desto besser, ich komme wieder und ich bin dann fest überzeugt, ein sehr gutes Geschäft zu machen."

Obwohl sie, als sie kaum den Garten verlassen hatten, hörten, daß die Pavillonthüre geöffnet wurde, ein Beweis, daß Kawilski aus dem Schlafe vollkommen erwacht sei, so überzeugte der Collegienrath Künzeln doch, daß jetzt kein günstiger Augenblick zu einem Geschäfte sei und entfernte sich schnell, als dieser ihn zum Thore hinausgelassen hatte. Künzel fand darin nichts Auffälliges, im Gegentheil belustigte ihn die Eilfertigkeit des Bilderhändlers, der, wie Künzel bei sich dachte, gewiß bei ähnlichen Gelegenheiten bedeutende Grobheiten empfangen haben müsse. Ohne sich umzusehen, eilte Custenew den Pfad entlang, seinen

Carton unterm Arm, bis die Biegung des Weges ihn dem Nachschauenden entzog.

Der Collegienrath schritt rüstig dem Elbufer zu und erreichte in Frist einer Stunde Dresden.

Eine glücklichere Expedition hatte er nie gemacht.

Eine Stunde nach seiner Ankunft ließ er sich bei dem Baron Kammerherrn zur Visite melden, und die zwischen Beiden geführte Unterredung, an welcher auch die Baronin Theil nahm, beanspruchte die regste Aufmerksamkeit dieser drei Personen.

Die Auflösung der sächsischen Kammern glich einem elektrischen Schlage, der, vom Throne ausgehend, das ganze Land bis in die armseligste Hütte durchzuckte. Die Reaktion jubelte und hob stolzer das Haupt — des Feindes Lager war gesprengt. In dieser voreiligen Siegesfreude übersah man, daß der herabgefallene Blitz sich tiefer in die untern Schichten hineinwühlte und den dort in Uebermasse angehäuften Brennstoff ergreifen werde. Die Einwilligung des Würtemberger Königs in das Verlangen seines Volkes, die deutsche Reichsverfassung anzunehmen, war für die zum Aufstand gerüsteten Volksklassen Sachsens ein vorzüglicher Aufruf, den gleichen Wunsch nöthigenfalls zu erzwingen und die Kammerauflösung daher eher ein Anstoß zur Revolution, als ein Verhindern der Pläne der demokratischen Partei, deren Führer jedenfalls froh waren,

ihr wahres Ziel, die Republik, unter dem patriotisch klingenden Namen der deutschen Reichsverfassung einstweilen verhüllen zu können, überzeugt, daß dies täuschende Panier mindestens die größere Hälfte des noch indifferenten Volkes ihrer Partei zuführen werde.

Die Minister hatten, im Widerstreit mit dem König wegen der deutschen Reichsverfassung, ihre Demissionen eingereicht und sonach war die einige Ueberzeugung, selbst in den höchsten Regionen geschwunden.

Um diese Zeit gab es eine ziemlich starke Correspondenz zwischen dem Dresdener und Berliner Hofe, während die Aufregung in Dresden sichtbar stieg und selbst die gesetzlichen Behörden sich nicht frei von diesem Einflusse erhalten konnten.

Des Maies erster Tag brachte eine glühende Sonne, und als deren Strahlen sich milderten, der Abend heran nahte und linde kühlende Luftwellen von dem Elbstrome herüberzogen und sich an die heißen Weinberge legten, sagte der Oberst von Sonnenberg zu Künzel: „Das Abendbrot werden wir im Pavillon einnehmen, sage Er das der Mamsell Felicitas. Unser Eins hat nicht so viele herrliche Maiabende mehr zu erwarten, daß man nicht jeden festhalten sollte, der sich so wie dieser, als ein wahrhaft guter Freund zeigt. Wollen's uns heute bei dem schönen Abend einmal recht angenehm machen.“

Das „uns“ ging allerdings blos Regina und den Herrn von Kawilski an, Künzel hatte von dem angenehm

machen, was der alte Herr meinte, blos das Zusehen, indem er servirte.

Reginen war's heute recht schwer um's Herz, als ob alles Blut ihrer Adern sich da anhäufe und ihr die Brust sprengen wolle. Sie wußte sich diese Beklemmung nicht anders zu deuten, als daß sie sie auf den heißen Tag schob. Auf dem Altan stand sie und schaute hinaus nach dem Doktor. Heute war der zweite Tag, daß er nicht da war und die Sehnsucht nach ihm schärfte ihre Augen.

Die Liebe ist stets geschäftig, sich mit Muthmaßungen zu peinigen und die Phantasie eines liebenden Mädchens ist besonders reich in solcher Selbstpein. Als der Doktor das letzte Mal da gewesen, waren sie mitsammen den Weinbergsgang hinaufgewandelt. Julius schien bedrückten Gemüthes zu sein. Plötzlich ergriff er ihre Hand und fragte, den Blick fest auf sie geheftet, als wolle er ihr durch's Auge in des Herzens Tiefe schauen: „Regina! sein Sie aufrichtig — von Ihrem Worte hängt Alles ab, Alles, Wohl und Wehe für mich — Tod oder Leben! Regina, lieben Sie mich?“

Das Plötzliche, Unerwartete dieser Frage überraschte Regina so sehr, daß sie ein „mein Gott!“ ausstieß.

„Ich ertrage diese Ungewißheit nicht länger,“ fuhr der Doktor fort, „es ist eine fortgesetzte Qual, der ich mich entreißen muß, will ich nicht elend, nicht mir selbst verächtlich erscheinen. Regina, sollten Sie nicht bemerkt haben, wie ich mit voller Seele an Ihnen hange? O ge=

wiß! die Seele des Weibes hat Fühlhörner, die leicht unterscheiden, was oft dem Blicke des Mannes verborgen bleibt. Antworten Sie mir, Regina! Sagen Sie Ja — oder Nein; aber entreißen Sie mich diesem qualvollen Zustande.“

Regina erblickte ihn in einer Aufregung, wie sie ihn noch nicht gesehen und durch ihr Herz zitterte ein Schmerz, der ihr Thränen in die Augen trieb. Ach, sie durfte ihn nicht lieben! Heute hatte der alte Herr in seiner Freude, obwohl es ihm verboten worden, ihr mitgetheilt, daß des Königs Majestät für sie einen Gemahl wählen werde. Wie hatte diese Nachricht sie erschreckt! In seinem Jubel merkte der Oberst nichts davon, im Gegentheil sah er ihr Erstarren für den höchsten Grad freudiger Ueberraschung an, herzte und küßte sie und rief in seinem Vaterglücke: „Kind, was Du mir für Freude machst!“

Und jetzt bestürmte sie der, den sie so inbrünstig liebte, um eine feste entscheidende Antwort!

„Sie schweigen, Regina?“ rief der Doktor.

„Ich darf Sie nicht lieben!“ sagte sie leise, sich von ihm abwendend.

„Sie dürfen nicht?“

Die Worte klangen tonlos aus Werners Mund, sein Herz war erkältet von Regina's Entgegnung. Er unterlegte ihr einen andern Sinn, der ihn schmerzlich berührte. Er glaubte, sie gedenke der Kluft, welche der Standesun-

terschied zwischen sie geworfen und wolle diese damit andeuten.

Werner verlor kein Wort weiter, sie stiegen zum Pilz hinauf, eine Beängstigung lag an Beider Herzen, sie verharrten im Schweigen und als später der Doktor das Haus verließ, um nach Dresden zurückzukehren, ergriff er Reginens Hand, drückte sie an seine Lippen — sie fühlte wie seine Hand bebte — und sagte leise: „Schlafen Sie wohl, Regina!“

„Auch Sie!“ war die kaum hörbare Antwort.

„Ich?“ Der Doktor schüttelte den Kopf und — ging. Lieben und schweigen zu müssen — entsagen dem Glücke, das sich auf's Innigste zwischen Phantasie, Herz und Gemüth verschwistert hat, ist ein tiefes Weh — Regina empfand es in seinem ganzen Umfange. Es legte sich als ein trübender Schleier über jede ihrer kleinen Freuden. Wie beseligte sie sonst der Anblick der reizvollen Landschaft! überall fand sie Anknüpfungspunkte für die reiche, glückliche Heiterkeit ihrer Phantasie, es gab nichts, womit sich nicht des Doktors Bild verweben ließe — und das war Alles jetzt aus ihr verschwunden, der Glanz, welcher noch vorgestern über der wundervoll schönen Gegend gebreitet lag, schien erloschen, sie bemerkte ihn nicht, denn in ihr fehlte das Eine, was ihn vermittelnd durch's Auge zum Herzen trug, der heitere Seelenzustand, der glückliche Friede. Der Doktor war gestern ausgeblieben und heute neigte sich der Tag schon wieder zum Vergehen und er kam noch

nicht. Jetzt erst empfand Regina, wie heiß und innig sie ihn liebte, wie ihr Herz unauflöslich an dem seinen hing. Im tiefen Osten zog schon ein Nebelstrich gleich einer Linie sich an den Rändern des Gesichtskreises hin, das war der Vorbote des Abends, der kommenden Nacht; freilich, im Westen hing noch die Sonne, aber schon geneigt, schon widerspiegelnd an den leichten Duftwölkchen, die sie umschwammen. Regina zitterte unter der Möglichkeit des Gedankens, Werner käme gar nicht mehr, eine schwere Thräne perlte an ihren langen Wimpern — Niemand hätte das Weh in ihrer Seele verstanden; so schmerzlich es für sie war, so würde sie es doch als ein theures Geheimniß bewahrt haben vor jedem Auge.

„Er kommt nicht!“ hauchte sie leise vor sich hin, „er kommt nicht!“

In diesen drei Worten lag der Ausdruck all ihrer Gefühle.

Aber da — unten bei der Biegung des Weges wies sich eine Gestalt. Regina hatte nur für sie Augen; aber die Gestalt bewegte sich nicht, blieb stehen und ging dann schnell wieder zurück. Sollte das Werner gewesen sein? Ihr Herz sagte ja, obwohl sie es nicht bestimmt wußte. Sie drückte das Tuch vor die Augen, denen er das Licht wiedergegeben hatte. Wie sie nach einer Weile das Tuch wieder herabgleiten ließ, zeigte sich die Gestalt wieder. Regina ließ ihr Tuch wehen, der stärkere Luftzug in der Höhe des Altans machte es wie eine Fahne flattern.

Welche Freude! Die Gestalt kam schnell den Weg herauf — es war Werner.

Diese Erkenntniß glich einem Zauberschlage, der Regina plötzlich durchbebte, wie eine sie belästigende Verhüllung fiel es von ihr — alles Weh war plötzlich geendet, es lag wie ein Traum hinter ihr und vor ihr ein fröhlich Erwachen, ein Glück, das sie nur empfinden, nicht aussprechen konnte.

Der Künzel rief sie zum Abendbrot.

„Der Doktor kommt!“ antwortete sie.

„Also ein Couvert mehr,“ sagte Künzel ruhig, sich entfernend.

Wie unangenehm das Reginen auffiel! wie ein Eishauch aus dem höchsten Norden über die von sonnendurchglühten Lüften stolz genährte Blumenpracht des heißen Mittagslandes hinstreichend.

Der Oberst sagte recht heiter: „Ihnen, Doktor, möchte man wohl eine Postkutsche ganz apart halten, daß Sie künftig ein Stündchen früher kommen.“

„Besser noch ein Luftschiff, um ihn mit Gedankenschnelle herzutragen,“ scherzte Kawilski, Regina ansehend.

Die lächelte vor sich hin, Kawilski wußte ja, daß sie den Doktor liebe.

Werner mußte mitspeisen, er berichtete, wie bereits große Aufregung in Dresden herrsche.

„Oho!“ rief der alte Herr — „werden doch nicht etwa dummes Zeug machen, die Dresdener! sind doch sonst

loyale Gemüther und haben treu an's Königshaus gehalten in Sturm und Wetterzeit."

Werner zuckte die Achseln und erzählte: „Prinz Ecloy, der Flügeladjutant des Königs von Preußen, sei gestern in Dresden angekommen, um dessen königlichem Schwager die größte Festigkeit bei seiner Weigerung zu empfehlen und wie sich von selbst versteht, preußische Hilfe anzubieten, im Fall sie nöthig wäre."

„Daran ist die heillose Demokratie schuld — nichts Anderes!" polterte der Oberst heraus. „Herr Gott im Himmel, soll denn alles Unglück über unser Sachsen kommen! Aber das ist die Strafe. 's kann gar nicht anders sein. Hätte man die Demokratie von vornherein mit Stumpf und Stiel ausgerottet, gäb's jetzt keine solchen Teufeleien. Wer wollte es dann wagen zu protestiren? He? Niemand?"

„Sie bezeichnen die Demokratie als eine Art Protestantismus, Herr Oberst," nahm Kawilski das Wort — „und ich pflichte ihnen vollkommen bei. Protestantismus und Demokratie ist ein Geschwisterpaar, das sich auf's Haar ähnlich sieht. Der Erstere mußte der Zweiten Vorläufer sein, weil es galt, die Geister aus religiösem Zwange zu befreien, sie für das Licht fähig zu machen, ihnen die Weihe der Erkenntniß zu ertheilen, wie das Gute von dem Bösen, die Freiheit von der Knechtschaft gesondert werden müsse. Es war nur ein kleines Häuflein, welches den Muth hatte, gegen die Pfaffenherrschaft, gegen die Fin=

sterniß anzukämpfen — und sie hatten einen schweren Kampf zu bestehen. Wie vor dreihundert Jahren, so blitzt jetzt die Sonne eines neuen Protestantismus in die Herzen der Menschheit — diese Sonne ist die Demokratie, der Protestantismus, der die Völker politisch frei, das heißt mündig machen will. Wie damals ist jetzt dieser Protestantismus das Wild, auf das die Schergen der Tyrannei, die Selbstsüchtigen fahnden. Dreihundert Jahre hat das Licht des religiös frei machenden Protestantismus gebraucht, um die Erkenntniß der Menschen zu reifen. Schade, daß uns die Gabe der Prophetie mangelt, sonst dürften wir vielleicht die Erfüllung schauen, wie die Demokratie endlich durch alle Nebel und Finsternisse durchgebrochen, sich zur politischen Religion für alle Völker der Erde gemacht hat. Wie wir jetzt zuweilen staunen, daß es vor dreihundert Jahren möglich war, dem geistigen Lichte in Glaubenssachen mit den Waffen der Dummheit entgegenzutreten, so wird man nach dreihundert Jahren noch mehr erstaunen, daß es jetzt noch möglich gewesen, die Demokratie zu bekämpfen, sie zu lästern und ihre Anhänger als Teufelspraktikanten zu betrachten."

Der alte Herr war so erstaunt, seinen Gast als Vertheidiger der Demokratie auftreten zu sehen, daß ihm die Worte mangelten, um dieser ihn eben nicht erfreulichen Ueberraschung einen Ausdruck geben zu können.

Jedenfalls wäre eine Scene der Erörterung zwischen Beiden erfolgt, die bei dem Oberst eine Erkenntniß herbei-

geführt haben würde, welche er vorher nie für möglich gehalten. Indeß wurde ihm dafür eine Ueberraschung anderer Art zu Theil, an die er wenigstens für den heutigen Abend nicht geglaubt hätte. Der Künzel nämlich trat in den Pavillon und meldete, daß soeben der Herr Baron Kammerherr nebst zwei anderen Herren angekommen wären und mit Mamsell Felicitas sprächen.

„Mein Bruder, der Kammerherr?“ rief der alte Herr — „Künzel, Er radotirt wohl?“

Aber außerhalb des Pavillons ließ sich schon des Kammerherrn Stimme vernehmen, der Mamsell Felicitas' weitere Führung ablehnte.

„Da muß was ganz Besonderes geschehen sein, daß der Kammerherr zu mir zum Besuch kommt!“ sagte der Oberst.

„Sollte es nicht wegen Malwinens Hochzeit sein? eine persönliche Einladung vielleicht?“ meinte Regina.

Der Kammerherr trat mit seinen beiden Begleitern ein. Er schien herzlicher als je, sagte, nachdem er die beiden Herren dem Oberst als ein paar seiner Freunde vorgestellt hatte, daß ihn heute eine doppelte Absicht in diese Weinbergsregion geführt habe, erstens, um ihn und Regina persönlich zur Vermählungsfeier seines Sohnes Richard mit Fräulein von Stönsdorf, die am vierten Mai stattfinden solle, einzuladen, zweitens habe er zugleich den Wunsch des Herrn geheimen Regierungsrathes — er deutete auf einen seiner Begleiter — einen demselben zum

Kauf vorgeschlagenen Weinberg mit besichtigen zu helfen, erfüllen wollen.

Der Kammerherr erzeigte dadurch dem Oberst eine ganz besondere Ehre, insofern der Letztere sich mit Mühe nur darauf besinnen konnte, wie derselbe seit einer Reihe von Jahren, nach dem Tode seiner (des Obersten) Gemahlin höchstens zweimal ihn besucht hatte.

Die gegenseitigen Vorstellungen waren vorüber, der Künzel hatte den Tisch abgeräumt und nach des alten Herrn Gewohnheit vom Aeltesten im Keller einige Flaschen aufgesetzt und da es im Pavillon schon dämmrig wurde, brennende Kerzen gebracht. Während der Kammerherr sich mit dem Oberst unterhielt, hatte der geheime Regierungsrath und der andere Herr sich mit Herrn von Kawilski in ein höchst interessantes Gespräch über die jetzigen Zeitzustände eingelassen. Wider Erwarten fand Kawilski bei diesen feingebildeten Männern ziemlich freie Ansichten, die Gewandtheit, mit der sie die politischen Gegenstände zu besprechen wußten, und vorzüglich die Milde, mit welcher sie über alles ihren Ansichten Widerstrebende urtheilten, zog ihn an — die Unterhaltung war lebhaft und angenehm zugleich.

Regina und der Doktor hatten den Pavillon verlassen. Draußen lag der Abend so mild über der Erde, der Wohllaut der Ruhe sprach so beglückend zum Gemüthe — wie hätten zwei Herzen, in denen es so voll von beseligen-

den Wünschen war, wie die ihren, aushalten sollen in einem engen Raume.

Sie waren zum Pilz hinaufgegangen — der ward ihnen zum Dome der Erhebung. Eine schweigende Welt zu ihren Füßen und der Himmel zu einem Altare umgewandelt, auf dem die brennenden Lichtreflexe der kaum versunkenen Sonne wie Zeugen eines Brandopfers in unendlich langen Strahlen zum Zenith emporschossen. Eine tiefdunkle, breite Wandwolke hatte die Sonne bis an den Saum des Westhorizontes begleitet und stand scheidend zwischen ihr und dem Gesichtskreis, violet angehaucht, daß sie wie von innen düster herausglühend ausschaute. Hinter ihr schossen die langen purpurnen Lichtfäden hervor nach der Höhe der Himmelskuppel, während diese selbst noch im lichten Blau sich wies, von dem nur der blendendfeuchte Glanz der Sonnenbeleuchtung genommen war. Und im Osten dämmerte der Abend in breiten Dämmerungsstreifen herauf, sich mit den Erdnebeln vermischend, die langsam wie dünne Schleier aus den fernen Bergen des Elbhochlandes sich erhoben und diese allmählig verhüllten. Die tiefste Ruhe lag über dieser Abendschöne. Leise ergriff der Doktor Reginens Hand und nach drei dünnen Nebelschleiern im Osten deutend, sagte er, vom Gefühl gedrängt: „So verhüllen sich unsre Lebenspfade, so werden sie umnachtet — und so“ — nach Westen zeigend, fügte er hinzu: „versinkt unser Leben selbst. Die lichten Purpurstrahlen, die noch am Himmel weilen, mögen wohl für

uns bedeuten, daß das Glück, welches wir Anderen bereitet, nicht gleich dem Erlöschen, der Vergessenheit ausgesetzt ist."

„Das ist ein schöner Gedanke!" stimmte Regina bei.

Der Doktor schwieg lange. Es lag schwer auf seiner Brust, wie eine Welt mit all ihrem Gram und Sorgen und Unglück.

Endlich hob er an:

„Regina, ich bin heute das Letztemal bei Ihnen. Trennung zwischen uns ist nothwendig, ich bin diesen Schritt Ihnen und mir schuldig. Nennen Sie mich schwach, daß ich heute wiederkehrte, es hätte nicht sein sollen; aber es zog mich gewaltsam heraus. Ich glaubte stärker zu sein. Wie ich unten an der Biegung des Weges anlangte, faßte ich den festen Entschluß, nicht hierher zu gehen, ich trat zurück, ich ging auch einige Schritte; da aber beschönigte die Schwäche in mir den gewaltig in mir aufsteigenden Wunsch, Sie, Regina, noch einmal zu sehen, von Ihnen Abschied zu nehmen. Vergessen Sie, daß Sie mich schwach gesehen, vergessen Sie, was vorgestern zwischen uns gesprochen worden ist. Lassen Sie mir den Gedanken, daß ich — einer Täuschung mich hingegeben, die für mich ein Glück war, das wie die Sonne eines kurzen Tages mir schön erschien und schnell versank."

Eine Pause folgte.

Regina schwieg, sie schien ihn gar nicht gehört zu haben; ihr Blick hing an den purpurnen Lichtreflexen im Abend.

„Sie haben kein Wort des Abschiedes für mich, Regina?“ fragte Werner mit Schmerz — „so sollten Sie mich nicht scheiden lassen. Wenn auch Ihr Stand zwischen uns eine Kluft geworfen, die Ihnen unübersteigbar scheint, so sollten Sie doch den Mann nicht von sich gehen lassen, der Sie geliebt hat, mit aller Inbrunst des Herzens, der Sie ewig so lieben wird, wenn er auch nur ein Bürgerlicher ist.“

Jetzt wendete sich Regina zu ihm; sie sah ihn einige Sekunden lang an, dann brach ein Thränenquell aus ihren Augen und unwillkürlich neigte sie sich an seine Brust.

„Wie ungerecht sind Sie gegen mich, daß Sie mir einen Stolz aufbürden, der nie meine Seele befleckte!“ rief sie leise. „Werner, Sie haben mir sehr weh gethan!“

Er hielt das schöne Mädchen in seinem Arme, ein Glück durchzitterte ihn, wie er es nie geahnt.

Regina hatte vor ihm kein Geheimniß, sie sagte ihm Alles und dann fuhr sie fort: „Aber der König wird mein Herz nicht brechen wollen, es müßte aber brechen, sollte ich einem Manne angehören, den ich nicht liebe. Und ich liebe nur Sie — Sie, der mich wieder eingeführt in das Reich des Lichtes, ohne den ich jetzt noch eine arme Blinde wäre. Sie gaben mir mein Augenlicht, Julius, und wie ich zum erstenmale aufschaute aus der langen Nacht und sah, wie Alles prächtig um mich war, da gehörte Ihnen mein Herz; ich sagte damals zu mir: „Gott hat ihn mir

geschickt, daß ich sehend würde und alles Licht meiner Augen gehört nun zu seiner Freude."

Aus des Doktors Munde drang ein Jubellaut. Im Uebermaaß seines Glückes hob er Regina auf seinem Arme empor und rief zum Abendhimmel hinauf: „Sie ist mein! mein! Das ist Seligkeit! Gott, ich danke Dir!" Und dazu feierte die erhabene Natur, die mehr und mehr in duftige Schleier ihre Herrlichkeit verhüllte, ein stilles Te deum — vom Dorfe unten am Elbufer drang der helle Ton der Abendglocke in feinen Schwingungen an der Liebenden Ohr, als äußeres Zeichen, wie es in ihrem Herzen jetzt heilig und selig war, voll des unnennbaren Wohllautes des Friedens, der immerdar eine Segnung und zugleich eine Erhebung und Andacht für glückliche Menschen ist.

Wie viel hatten sich die Liebenden zu sagen! Es schien kein Ende zu finden — das aber eben ist der Quell aller Liebesseligkeit, daß sie unerschöpflich gleich der reichsten Phantasie immer Neues weiß und immer Freude ausspricht, ihre Erinnerungen an das stille, verschwiegene Glück der wachsenden Liebe, welches sie, selbst behütet vor dem forschenden Auge des geliebten Gegenstandes, im Herzen trug, jetzt herausströmen, Alles offenbarend, was so lange gefangen und unsichtbar gehalten wurde. Ja, der Abend sank immer tiefer, die purpurnen Lichtfäden, die vor Kurzem noch die entschwundene Tageskönigin an den Zenith zu fesseln schienen, waren fast erloschen, nur dünne blutröthliche Spuren ihres Daseins zogen in langen, immer

mehr versinkenden Linien am dämmernden Himmel hin — die Dämmerung schwebte langsam und geheimnißvoll nieder über das prächtige Bild des Elbthales. Da oben aber auf der Weinbergshöhe, wo sich die Liebenden umschlungen hielten im süßen Traume ihres Glückes, gab's nicht Dämmerung, nicht Abend — da war Alles Licht, Alles ein Himmel voller Glanz, weil in den Herzen die wunderbare Beseligung der Erfüllung leuchtete, neben welchem die kleinen Interessen der Erde wie Dunst zerflossen.

Von unten herauf aus dem Garten drangen Stimmen, wirr und schreiend.

Beide wurden unangenehm berührt von dieser Störung, sie horchten hinab.

Da rauschte es von unten herauf in der Weinpflanzung, als bräche ein gehetztes Wild durch die Reihen der blätterumrankten Stöcke. Unten dauerte das Geschrei fort.

Regina schmiegte sich zum Tod erschrocken an Werner, Beide standen wie gefesselt von dem Ungewöhnlichen.

Regina stieß plötzlich einen Laut des Entsetzens aus, eine dunkle Männergestalt brach aus der Weinpflanzung hervor, in raschen Sprüngen die Höhe erstrebend.

„Bakunin!“ rief der Doktor, den Eilenden erkennend.

„Verrath! Verrath!“ rief dieser athemlos — „man will mich fangen!“

„Fangen!“ stammelte Werner.

Bakunin hatte in diesem Augenblick keine Erwiederung, er horchte hinunter — den breiten Weinbergsgang eilten Gestalten herauf. „Bei Wittig!“ rief der Verfolgte dem Doktor noch zu und sprang die hinter dem Pilze befindliche jenseitige geringe Absenkung der Höhe hinab — Sträucher raschelten, einige Sekunden später erschien auf der Mauer, die oben den Weinberg von dem Wege abgrenzte, Bakunins Gestalt, gleich darauf im Nu verschwindend. Das Alles war das Ereigniß weniger Sekunden. Der Doktor war so überrascht davon, daß er, was geschehen, sich kaum vorstellen konnte. Verrath in diesem Asyle des Friedens? wie war das möglich? Aber die Möglichkeit drängte sich ihm mit Gewalt auf. Die den Gang heraufeilenden Männer standen bei ihm, ehe er sich's versah. „Wer sind Sie?“ rief der Eine.

„Doktor Werner,“ war die Antwort.

Regina stieß einen Laut des schreckhaftesten Staunens aus, der Fragende war der Bilderhändler von gestern. Sie erkannte ihn. Auch er sie.

„Ah, Sie sind es, gnädiges Fräulein,“ sagte er sich verneigend, „ich bitte um Verzeihung. Wir verfolgen einen politischen Verbrecher, der unter dem Namen eines Herrn von Kawilski ein Asyl in dem Hause Ihres Herrn Vaters gefunden hat. Er entfloh uns. Haben Sie den Fliehenden nicht gesehen?“

„Nein!“ sagte Werner fest, „wir würden sonst we-

nigstens in etwas auf diese Störung vorbereitet gewesen sein."

Custenew stutzte über diese Antwort, dann aber wendete er sich zu seinen drei Begleitern und sagte: „So bleibt nichts übrig, als den Weinberg genau zu untersuchen. Er kann doch nicht entschwunden sein!"

„Kommen Sie, Fräulein, ich geleite Sie zu Ihrem Herrn Vater," sprach Werner, der an allen Gliedern zitternden Regina den Arm bietend.

Custenew schaute ihm mit einem scharfen Blicke nach. Sein Combinationstalent fand es seltsam, daß weder von Seiten des Fräuleins, noch vom Doktor ein Erstaunen über die Möglichkeit ausgesprochen worden war, in Herrn von Kawilski einen politischen Verbrecher und denselben verfolgt zu sehen.

„Sollte man Bakunin hier gekannt haben?" fragte sich der Collegienrath. Indeß dies Calcül trat vor der Hand weit hinter den Wunsch, den Entsprungenen persönlich zu fangen, und so folgte er den Polizisten, die bereits die Weinpflanzungen durchschritten.

In der That war Bakunin entsprungen. Der Vorgang war einfach folgender: Die beiden Herren, welche den Kammerherrn begleiteten, hatten sich mit Bakunin in eine sehr lebhafte Unterhaltung vertieft, als sich plötzlich lauter Wortwechsel zwischen Künzel und einem Fremden außerhalb des Pavillons erhob, gleich darauf die Thüre

des letzteren aufgerissen wurde und Custenew mit zwei Gensd'armen eintrat.

„Was soll das?“ rief der Oberst erstaunt, „ist mein Haus eine Mördergrube, daß man ....“

Custenew ließ ihn nicht ausreden; er sagte ihm in einigen Worten, daß es sich um seinen Gast Bakunin handle und die Begleitung der Gensd'armen ihm wohl ein Beweis sein dürfte, daß Jener ein gefährlicher Verbrecher sei, den er beherbergt habe. Der alte Herr taumelte vor Schreck zurück.

„Es ist so, Herr Oberst,“ nahm der geheime Regierungsrath das Wort, „es ist unsere Mission, diesen allen Staaten höchst gefährlichen Revolutionär festnehmen zu lassen. Ergeben Sie sich,“ wendete er sich zu Bakunin, „Sie sind entdeckt, wie Sie sehen — Widerstand ist vergebens.“

Bakunin schien am Boden gewurzelt, der Blitz aus heiterem Himmel hatte ihn übertäubt, das stand wie ein böser Traum vor ihm. Aber nur für kurze Sekunden, dann haftete sein Blick auf Custenew, der mit einem Satanslächeln den beiden Gensd'armen zur Seite stand.

„Nichtswürdiger Spion!“ schrie Bakunin plötzlich auf, „Du stirbst unter meiner Hand!“

Custenew schnellte hinter die Bewaffneten, Bakunin sah sich von einem derselben ergriffen. In diesem Moment stieg so viel Besonnenheit in ihm auf, daß er einsah, Freiheit sei besser und mehr werth, als Rache an

dem Spion. Mit Riesenkraft riß er sich von der Faust des Gensd'arm los, diesen selbst mit solcher Gewalt auf seinen Nebenmann schleudernd, daß Beide, da sie an der Thüre standen, diese, zurücktaumelnd, aufstießen und den hinter ihnen stehenden Collegienrath im Falle mit hinausrissen. Bakunins Blick traf das der lauen Abendluft wegen geöffnete Fenster und ohne von den noch im Pavillon Befindlichen zurückgehalten zu werden, entzog ihn ein Sprung durch dasselbe jedem Angriff. Das Glück war ihm günstig; die Kenntniß der Lokalität benützend, gewann er den Stacketenzaun, der den Garten von dem Weinberg trennte und über diesen hinweg sich schwingend, gelangte er, wie wir bereits wissen, jeder Nachforschung entgehend, in's Freie.

Die vor Schreck und Angst wegen dieser Entdeckung zitternde Regina am Arme führend, trat der Doktor in den Pavillon. Der Kammerherr und seine beiden Begleiter hatten, von Neugier gereizt, ob der Fang gelingen werde, vor wenig Minuten denselben verlassen, nur der alte Herr und sein treuer Künzel waren darin zurückgeblieben; der Erstere, halb todt vor Entsetzen, solch ein Eklat in seinem Hause erfahren zu müssen, saß auf der Ottomane, an allen Gliedern bebend, der Künzel stand neben ihm mit einem Gesicht, dessen Ausdruck ein Gemisch von Aerger, Betrübniß und Verblendung war.

Der Anblick ihres Vaters wirkte so heftig auf Regina, daß sie sich von Werners Arm losriß und dem Greis

zu Füßen stürzte, die aufgehobenen Hände an seine schwerathmende Brust legend, mit dem Ausrufe: „O mein Vater! verwirf mich nicht vor Deinem Angesichte!“

„Du weißt darum?“ stammelte der greise Royalist im höchsten Entsetzen, „Du weißt darum!“

Regina barg das Gesicht auf seinen Knieen.

Es folgte eine Pause.

Dann erhob sich der Greis etwas und rief: „Mein Kind hat diese Schande über mein Haus gebracht, über meinen ehrlichen Namen! — hat mein ganzes, ehrenvolles Leben noch am Grabe mit der Schmach bedeckt, der Hehler eines Verbrechers zu sein! ...... Hinweg von mir! .... hinweg von mir! ..... ich habe kein solches Kind! .... nein, nein, nein! solch ein Kind habe ich nicht!“ —

Der Doktor fühlte sich tief erschüttert von dem Bilde, das Vater und Tochter ihm jetzt boten. Er trat einen Schritt jetzt näher und sagte mit bebender Stimme:

„Herr Oberst, werfen Sie alle Schuld auf mich, nicht auf Ihre Fräulein Tochter.“

Der alte Herr, der seine Gegenwart jetzt erst zu gewahren schien, richtete seine Augen auf ihn — es waren Blicke des Zornes, die er ihm zuwarf.

„Helf' Er mir auf, Künzel!“ befahl er und nachdem dieser ihn, der von dem Schreck an allen Gliedern zerschlagen war, aufgerichtet hatte, fuhr der Greis fort:

„Sie also haben den Schimpf über mich gebracht?

Herr .... Herr ... wissen Sie, was das heißt, einen Ehrennamen, wie den meinen, mit Unehre bedecken? Sie haben mich betrogen ... Sie sind ein Ischariot an meinem guten Herzen gewesen ... aber ich will mich reinigen von dem Verdacht, der Mitgenosse von Rebellen zu sein — ja, das will ich! ... ich übergebe Sie der Untersuchung."

Regina schrie laut auf, sie umklammerte seine Füße.

„Vater, das darfst Du nicht!" rief sie, „das wirst Du nicht! Er hat mir mein Augenlicht wiedergegeben, ich danke ihm alle Lebensfreude. Daß ich Dich sehen kann, ist sein Werk. Ich liebe ihn, ja, höre es, Vater! ich liebe ihn mit vollem Herzen, wie ich Dich liebe und Du wolltest ihm mit Undank lohnen? Was Du ihm thuest, thuest Du mir!"

Der Greis starrte sie an, die Zunge versagte ihm den Dienst, er brach zusammen und sank von Künzel sanft niedergelassen auf die Ottomane zurück. Nach einer Weile sagte er mit brechender Stimme:

„Künzel, morgen bestelle Er für mich einen Sarg — heute hat mir mein Kind Gift eingeflößt — da kann nur der Tod für mich eine Hilfe sein. Einen Sarg und ein Grab — das ist mein Letztes. Er wird das an seinem alten Herrn wohl thun, denn Er ist kein Abtrünniger."

„Ach, gnädiger Herr Oberst," murrte der Künzel ... „das ist ja zum Herzbrechen."

„Nicht wahr?" stimmte der Greis bei, „da weiß Er doch, wie man am gebrochenen Herzen stirbt."

„Herr Oberst,“ sprach der Doktor, „Sie wollen mein Ankläger werden. Wenn dies Sie mit Ihrer Tochter versöhnen kann, nun, so thun Sie, was Ihnen Recht erscheint. Sagen Sie den Häschern: „Hier habt ihr einen Demokraten, der mit Leib und Seele der heiligen Sache des Volkes anhängt und nie sie verlassen wird. Meine Freiheit wird man vielleicht schmälern, aber ein Bewußtsein wird man mir nie rauben, nie! Das ist die Liebe Ihrer Tochter, die sich vor einer Viertelstunde im Angesichte des allgegenwärtigen Gottes mir verlobt hat. Reißen Sie zwei Herzen auseinander, die für's ganze Leben einander gehören.“

Aus der Brust des Greises drang ein tiefer Ton, wie von Schmerz und Zorn herrührend.

Werner beugte sich zu Reginen nieder und hob sie sanft auf.

„Jetzt ist Alles heraus, wir haben kein Geheimniß mehr,“ sagte er zu ihr. „Muth, meine Geliebte — wie es auch komme, die treue Liebe giebt uns Freudigkeit, das Unvermeidliche zu tragen.“

In diesem Moment trat der Kammerherr, dessen Begleiter und der Collegienrath ein — jede Spur des Flüchtlings war entschwunden, besonders trug Custenew's Gesicht den Ausdruck der mißlungenen Nachforschung.

Der geheime Regierungsrath bedeutete den Oberst, daß er ihnen gestatten möge, eine Untersuchung der Pa=

piere des Entflohenen vorzunehmen, um über sein Treiben Aufschluß zu erhalten.

„Schalten Sie ganz nach Ihrer Einsicht, mein Herr, ich will nicht den Verdacht auf mir lasten haben, ich hätte Theil an verbrecherischen, politischen Umtrieben,“ sagte der alte Herr. „Betrachten Sie mein weißes Haar, werfen Sie einen Blick auf die vielen Jahre eines ehrenvoll zurückgelegten Lebens und in Ihrem Herzen wird wohl keine Beschuldigung irgend einer Verbindung meiner Person mit Rebellen und Verschwörern aufkommen. Es ist ein trauriges Schicksal, fast am Ende eines rechtschaffenen Lebenswandels noch durch die schändlichste Täuschung in solch' einen Verdacht gestürzt zu werden.“

Während der geheime Regierungsrath dem alten Herrn einige Worte der Beruhigung zusprach, richtete Custenew sein Auge scharf auf Werner; er hatte es nicht übersehen, daß der Oberst bei den Worten: „die schändlichste Täuschung“, einen Blick zorniger Anklage auf den Doktor hatte streifen lassen.

„Außer der Untersuchung der Papiere dürfte es wohl am nöthigsten sein, wenn der Herr Oberst uns vielleicht über diesen Herrn einigen Aufschluß zu ertheilen die Güte hätte,“ sagte er.

Regina ward bleich.

„Dieser Herr ist ... mein Hausarzt,“ antwortete der Greis.

„Also in keiner Beziehung zu Bakunin," fügte Custenew lauernd hinzu.

„Er befand sich in derselben Täuschung wie ich — wir Beide hielten den Verbrecher für das, als was er sich ausgab, für einen posenschen Edelmann, Namens von Kawilski." Nach diesen Worten der Entschuldigung holte der alte Herr tief Athem. Regina's Wangen verloren etwas die Blässe.

Der Doktor wendete sich jetzt gegen den Collegienrath und fragte mit scharfer Betonung:

„Mein Herr, da Sie über mich Auskunft verlangten, so erlauben Sie mir auch jetzt die Frage: Wer sind Sie und wer übertrug Ihnen hier das Amt eines Inquisitors?"

„Ich bin der Collegienrath von Custenew aus Petersburg," antwortete der Gefragte hochmüthig.

„Ihre Mission ist dann jedenfalls eine, die beim rechten Namen zu bezeichnen, die Ehrfurcht vor diesem Greise mir verbietet," fuhr der Doktor auf. „Wäre dies mein Haus, in welchem Sie die Dreistigkeit hätten, Ihre Spionerie zu handhaben, so wahr Gott im Himmel ist, ich würde Ihnen die Erfahrung einimpfen, wie man Leute Ihrer Art behandeln muß, um sie stets an das Brandmal der Niederträchtigkeit zu erinnern, von der sie ein Gewerbe machen."

Dieser starke, unverhüllte Ausfall auf seine Person betäubte den Collegienrath fast; er sah sich ganz unerwartet

mit Schande überhäuft und zwar in einem Maße, daß er den Uebrigen entehrt erscheinen mußte.

Stammelnd vor Wuth rief er: „Herr ... Herr ... Sie wagen es ....?“

„Es ist mehr als traurig, es ist sogar schimpflich, daß die Bürger eines freien, constitutionellen Staates den Anklagen und Verdächtigungen solcher Agenten Preis gegeben werden, wenn es gilt, einen Flüchtling aufzuheben, den eine fremde Regierung verfolgt,“ redete der Doktor lebhaft, und sich zu den übrigen Herren wendend, fügte er hinzu: „Bedauerlich ist es, daß derlei Jagden immer so bereitwillig von den Behörden unterstützt werden und immer sich gefällige Werkzeuge finden, die die Hand dazu bieten, um vielleicht — einen Orden zu erhaschen.“

Die große Bitterkeit in des Doktors Worten erregte einen wahrhaften Sturm unter den Anwesenden, die sich schwer beleidigt fühlten. Der Kammerherr endete den immer heftiger werdenden Disput mit den Worten: „Meine Herren, Sie wissen, ich kam her, um meinem Bruder, der, wie ich im Voraus ahnte, nur durch eine heillose Täuschung in den Fall gekommen sein konnte, den gefährlichsten aller Verschwörer, Bakunin, bei sich aufzunehmen, nöthigenfalls Beistand zu leisten. Mein Bruder ist gerechtfertigt, ich hoffe nicht, daß Jemand von Ihnen an der Wahrheit seiner Aussage zweifelt — wir haben also kein Geschäft weiter, als die Papiere des Flüchtigen, wenn sich deren vorfinden, in Beschlag zu nehmen. Ihr Streit,

meine Herren, ist in soweit unfruchtbar, als hier nicht der Ort ist, ihn durchzufechten. Der Herr Doktor wird für jedes Unrecht und jede Beleidigung, welche er in unserm Beisein gegen sämmtliche königliche Behörden ausgesprochen, am gehörigen Orte zur Rechenschaft zu ziehen sein. Lassen Sie uns jetzt das Wichtigste, die Nachsuchung nach Papieren des Entflohenen, vornehmen. Die Zeit eilt, Se. Majestät der König harrt meines Berichtes über das Resultat dieser Expedition.“

Ueber des Kammerherrn Gesicht flog ein leichtes, schadenfrohes Lächeln, während sein Blick den Obersten traf, der von der Erwähnung des Königs gleichsam aufgerüttelt, laut rief:

„Mein Gott! der König?“

„Ja, Se. Majestät weiß von dieser Nachforschung in Deinem Hause und übertrug mir die Sorge, gleichsam als Dein Beistand diese Herren zu begleiten.“

Des Obersten ehrwürdiges, weißes Haupt sank wie geknickt auf die Brust herab; nach einer Weile sagte er zu Künzeln: „Geh Er — öffne Er den Herren das Zimmer — mein Herr, der König befiehlt's.“

Der Oberst, seine Tochter und der Doktor blieben allein im Zimmer.

Eine tiefe fast schauerliche Stille herrschte.

Plötzlich wurde ein starkes Aufschluchzen hörbar; aus den Augen des Greises schoß unaufhaltsam ein Thränen=

strom. Regina rief erschüttert: „mein Vater!“ und eilte zu ihm.

Der aber wehrte sie von sich,

„Geh,“ sagte er — „geh! was willst Du mir helfen? Das sind die ersten Thränen, die ich seit meinen Kinderjahren weine — sie gelten meiner in den Augen meines Königs verlorenen Ehre. Tragt mich zu Grabe, es ist aus mit mir!“

„Herr Oberst,“ sprach Werner mit tiefer Rührung — „Sie haben mich nicht Preis gegeben — ich danke Ihnen. Könnte ich Alles ungeschehen machen — Gott ist mein Zeuge! ich wollte es um jeden Preis.“

Der Oberst gab keine Antwort, ein Bild des Jammers war er in die Kissen der Ottomane zurückgesunken.

Und wieder trat schauerliche Stille ein.

Dann kamen die Herren zurück, in ihren Mienen war das Resultat ihrer Nachforschung zu lesen. Man hatte nur ein Papier unter einer Menge anderer gefunden, welches von einiger Bedeutung erschien, obwohl diese gar sehr durch den Umstand verlor, daß das Blatt, ein Briefconcept, ohne irgend eine erklärende Ueberschrift war und selbst aus dem Inhalt der Zeilen keine Ahnung geschöpft werden konnte, an wen es gerichtet sei. Kein Name war darin genannt, keine Person näher bezeichnet. Es war an einen Freund und, wie sich von selbst versteht, Gesinnungsgenossen gerichtet und diesem die Mittheilung gemacht, daß Alles zur großen Stunde bereit sei — der

zwanzigste Mai solle ein Jubeltag werden für kommende Geschlechter, denn das Licht werde da an mehrern Orten zugleich aufgehen und in die Welt hineinleuchten, daß alle Nacht und Finsterniß vor ihm versinken müßten. In Dresden wäre der Hochaltar und zum Brand- und Sühnopfer Alles vorbereitet. Die Sprache des Blattes war in ein mystisches Duster gehüllt, indeß doch deutlich genug, um eine Deutung zuzulassen.

Custenew sowohl als der Kammerherr hatten gehofft, in irgend einem der in Beschlag genommenen Papiere eine Anspielung auf Gräfin Monartowska zu finden, indeß sie sahen sich betrogen, auch nicht eine Sylbe verrieth eine Verbindung derselben mit Bakunin. Custenew hatte somit keine Ursache, diesen Abend als einen glücklichen in seiner Spionssphäre zu preisen, er hatte ihm nichts als Vereitelung gebracht. Dem Kammerherrn blieb wenigstens das Vergnügen des boshaften Triumphes, seinem Bruder unter der Maske der Brüderlichkeit einen Herzensstoß gegeben zu haben.

Mit Entschuldigungsbitten verließen sie das Haus des Obersten, der in ein düsteres Schweigen versunken, keinen Abschiedsgruß für sie hatte.

Als sich der alte Herr allein sah, übergab er sich einem recht traurigen Nachdenken. Dann sagte er zu Künzel: „Führe Er mich hinauf — es ist Schlafenszeit für mich. Das hat heute an meinem alten Herzen gerüttelt, daß ich der Ruhe mehr als je bedarf.“

Werner stand seitwärts; Regina wollte dem Vater die Hand zur Stütze bieten.

Er nahm sie nicht an. Vor ihr stehen bleibend, schaute sie der Greis mit einem langen Blick an, dann rief er aus tiefster Brust:

„Als ich mein blindes Kind stützen mußte, da flehte ich zum Himmel: gieb doch meinem Kinde das Augenlicht! .. jetzt muß ich zum Himmel klagen: wäre doch mein Kind nie sehend geworden! Das ist traurig für einen Vater!“

Regina umschlang ihn, sie weinte an seinem Herzen und ließ nicht los von ihm. So gingen sie aus dem Pavillon.

Der Doktor blieb noch einige Augenblicke, dann floh er die Stätte, wo der Verrath so schnell alles Glück zerstört hatte. Draußen lag der Abend in tiefster Dämmerung nieder, der Abend, das Bild alles Vergehenden. Ein leiser Westhauch streifte hin und kühlte die vom Sonnenbrand heißen Berge, sich sanft und kosend an ihren glühenden Busen legend; aber an des Doktors Brust legte sich kein sanfter, friedigender Hauch. Wie Kain mit dem Zeichen, das der Herr ihm gemacht, lief er durch das Duster und erst als der kältende Luftstrom, über der Elbe hinziehend, ihn durchschauerte, wurde es ruhiger in ihm. Er ging nun langsamen Schrittes den weichen, sandigen Weg durch das Blasewitzer Tännicht. Drinn war es dunkel wie in einem Dome, wo keine ewige Lampe brennt.

Der Aufruhr in ihm hatte sich zur Ruhe gelagert,

dafür trat eine stille, heilige Erinnerung in ihm hervor — Regina seine Verlobte, in seinen Armen auf dem Berge. Kein Licht der Welt hätte ihm schöner und herrlicher geleuchtet. Oben in den Tannen- und Kieferkronen rauschte der heilige Athem der Nacht — in ihm war's still und selig geworden nach allem Sturme der Empfindungen — im Walde schweigt das Herz.

Der erste Mai, welcher im Hause des Oberst von Sonnenberg ein so allen Frieden dieses ehrwürdigen Greises gewaltsam störendes Ereigniß herbeigeführt hatte, brachte auch dem sonst so friedlich-stillen königlichen Hofe zu Dresden keine Freude. Auf allen Gesichtern der Hofleute lag die bange Erwartung, die Sorge für die nächste Zukunft.

Bei der Königin hatten sich die Mitglieder des königlichen Hauses zum Thee versammelt. Die Unterhaltung stockte, Aller Mienen drückten Trauer und Besorgniß aus. Jedes starke Geräusch von dem Freiplatze vor dem Schlosse schien Furcht zu erregen. Ohne sich gegenseitig darüber auszusprechen, herrschte doch hinsichtlich der schnell erregten Spannung bei jedem ungewöhnlich erscheinenden Lärmen unter Allen ein Einverständniß. Bangigkeit, Furcht verband Aller Herzen, wie sonst heiteres Gespräch.

Von unten herauf schallte die Marseillaise, ein von der Brücke kommender, in die Augustusstraße einlenkender Trupp junger Leute sang das aufregende Lied, das endlich

bei der weitern Entfernung verklang. Der König war an's Fenster getreten. Er blieb lange da stehen, endlich legte sich sanft eine Hand auf seinen Arm — es war seine erhabene Gemahlin.

„Was hast Du beschlossen, Friedrich?“ fragte sie.

„Widerstand!“ antwortete er einsylbig.

Ein tiefer Seufzer hob den Busen der hohen Frau.

„Fürchtest Du Schlimmes?“ fragte sie wieder.

Der König blieb die Antwort schuldig.

„Ich hoffe auf die Communalgarde (Bürgerwehr), sie hat im vorigen Jahre die Ruhe aufrecht erhalten, sie wird es auch diesmal,“ hob die Königin wieder an; aber die rechte Ueberzeugung lag nicht in dem Ton ihrer Stimme, es klang deutlich heraus, wie sie nur nach einer Beruhigung von des Königs Munde trachtete.

„Gieb Dich keiner Täuschung hin, Marie,“ sagte er sanft — „dieser Kelch wird nicht an uns vorübergehen, bevor wir ihn geleert.“

„Mein Gott!“ rief die hohe Frau halblaut.

„Nicht zagen, Marie,“ — fuhr der König sanft fort. „Auf unsern Häuptern ist jedes Haar gezählt und jeder Tag, der uns kommt, hat sein Maaß der Freude oder des Leides für uns — wir können uns dessen nicht entziehen. Es ist des Unheils genug schon geschehen, als daß es jetzt nicht Pflicht wäre, dem schlimmen Treiben entgegenzutreten mit aller Entschiedenheit — und ich will's, so Gott mir gnädig ist. Wer kann das Unrecht in Recht verwan-

deln? Niemand. Meine Regierung darf und soll sich nicht hinreißen lassen zu Zugeständnissen, die niemals zu Deutschlands Heil führen können. Was will unser sächsisches Volk und was vergißt es? Es will mit der deutschen Reichsverfassung das mitten in Deutschland gelegene Vaterland zur Insel machen und vergißt, daß es Thorheit ist, zwischen drei mächtigen Reichen, in deren Gewalt es liegt, und mit denen es durch die Bande des Verkehrs unauflöslich zusammenhängt, sich im Uebermuthe zu erheben, als gäbe es keine Gefahr für das Leben unseres kleinen Staates. Aber es ist auch nicht die Reichsverfassung, die man dem Volke als Allerheiligstes zu vertheidigen vorstellt, es ist die Republik, welche hinter diesem Trugbilde lauert."

Die Meldung, daß eine Deputation des deutschen Vereines, welcher eine Audienz vom König zugesagt worden war, jetzt erschienen sei, rief den König ab.

Der erste Tag des Blüthenmonates kann als Anfang der Dresdener Revolution betrachtet werden. Der stets verneinende Widersacher des Vaterlandsvereines, der Deutsche Verein, welcher in den gebildeteren Mittelclassen Sachsens seinen Schwerpunkt fand, während der erstere Verein seine Hauptmacht in den untersten Volksschichten zählte, die selten etwas zu verlieren, günstigen Falles nur zu gewinnen haben, hatte sich entschlossen, noch am Abend dieses Tages dem König eine Adresse um Anerkennung der deutschen Reichsverfassung zu überreichen.

Die Dresdner Bürgerwehr fand darinnen eine An-

erkennung des Thuns des Vaterlandsvereines, der Mittelstand fiel vom Gesetze ab und ward durch diese zweideutige Politik des deutschen Vereins, den man sonst das Prädikat „reaktionär" zuerkannte, den Republikanern in die Hände geführt; so erwuchs die Aufregung zu einem ungeheuren Brande. Dem Volke war das seltene Schauspiel gegeben worden, zwei unversöhnliche, einander stets mit Wollust begeifernde Feinde, wie die beiden Vereine seit ihrer Existenz sich gegenüber standen, einig werden und in größter Brüderlichkeit eine Bahn wandeln, einem und demselben Ziele zustreben zu sehen und darin allein lag der Aufruf an Alle zur Erhebung, die besten, redlichsten Männer sahen sich von einem täuschenden Rechte gestützt, gewaltsam das verlangen zu können, was ihnen „durch den Eigensinn des Königs", wie es hieß, vorenthalten wurde.

Mit höher geröthetem Antlitz kehrte der König von dem Empfang der erwähnten Deputation zurück, er war aufgeregt, man sah es ihm an. Niemand fragte ihn, Niemand wollte die ohnehin schmerzlich berührte Saite in seinem Herzen abermals berühren — er selbst schwieg darüber.

„Onkel, werden wir bald wieder nach Pillnitz kommen?" fragte die kleine Prinzeß Sophie, seines Bruders, des Prinzen Johann jüngstes Töchterchen, indem sie sich neben seinen Sessel stellte und mit der kleinen, weichen Hand sein trübernstes, zu ihr gebeugtes Gesicht streichelte.

„Warum, mein Kind?“ fragte er, die Kleine auf seinen Schooß hebend.

„Ei, weil ich mich schon darauf freue, wie wir im Garten Haschekater spielen werden,“ lachte das Kind fröhlich. „O, ich kann viel besser laufen, als Du, Onkel, viel, viel besser, mich kriegst Du nicht ein.“ Und in die Händchen klatschend, rief es jubelnd: „Weißt Du noch, guter Onkel, wie wir vor'm Jahre das letzte Mal Haschens spielten? — Du wolltest mich fangen — und fielst hin in's Gras, so groß und lang Du bist. Da habe ich recht gelacht — und Du lachtest mit — Haschekater spielen ist sehr hübsch; aber man muß im Garten sein, da geht's am Besten. Hier im Schlosse, da ist Alles so eng und wenn man hinfällt, thut's zu weh. Aber im Grase, Onkel — da ist's ganz weich. Du fällst wohl auch lieber in's Gras?“

Unwillkürlich lächelte der König und antwortete dem Kinde bejahend auf seine Frage.

Dann wendete er sich zu seinem königlichen Bruder und sagte: „Nur dann läßt sich's begreifen, warum Christus sagte: „„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich““, wenn man es nicht verschmäht, in die heilige Kinderwelt zu schauen, wie da Alles so heiter und farbenreich ist, Kummer und Schmerz keinen festen Fuß fassen können, immer zu Lust und Spiel das kleine Herz geneigt ist und kein schlimmer, überlegter Gedanke den Unschulds-Himmel der Kindesseele trübt, jeder neue Tag als ein neuer Zuwachs an Freude erscheint und jede Nacht

nur als eine schweigende Freundin ans Lager des Kindes tritt, um auch seine Träume mit heiterer Farbenpracht zu schmücken. Die heitere Kindesseele weiß nichts von all den Sorgen und dem Bangen für morgen und übermorgen — ich möchte ein Kind sein in dieser Zeit der Verwirrung und des Kummers."

Die zehnte Stunde sollte eben schlagen, als dem König, der sich nun allein befand, der geheime Regierungsrath *** und der Kammerherr von Sonnenberg gemeldet wurde. Fast schien es, als wären die späten Abendstunden zur Ertheilung von Audienzen bestimmt worden, denn gestern Abend erschien der Prinz von Croy um neun Uhr zu einer solchen, die erst halb eilf Uhr geendet war.

Ein schreckhaftes Staunen ergriff den König, als er aus dem Berichte der Brüder die Bestätigung der Wahrheit vernahm, daß der greise Oberst den Flüchtling Bakunin bei sich verborgen gehalten.

„Wenn das am grünen Holze geschieht, was hat man da erst am dürren zu gewärtigen!" rief er.

Er durchflog die ihm nun vorgelegten Papiere, die man in Kawilski's oder Bakunins Zimmer gefunden.

„Halten Sie Ihren Bruder, den Oberst, für unwissend bei dieser Sache?" fragte er den Kammerherrn.

Dieser zuckte die Achseln und antwortete wie zaghaft: „Ew. Majestät, ich weiß in Wahrheit nicht, was ich dazu sagen soll."

„Ew. Majestät erlauben mir, den Greis zu vertheidigen,“ sagte der Regierungsrath. „Es ist nicht schwer, einen Mann, der sich von den Beziehungen zur Welt so ziemlich losgerissen, dessen hohe Jahre jede Täuschung leichter zugänglich machen, durch einen Betrug zu umstricken. Ew. Majestät versichere ich bei dem Eide auf mein Amt, daß mir die Jammergestalt des Greises, als er die Mystification erfahren, das Herz tief bewegt hat.“ —

Der König ging im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und dem Regierungsrath die Hand auf die Schulter legend, sagte er: „Ich danke Ihnen, mein Herr — Sie rauben mir nicht das Vertrauen auf Menschen — ich danke Ihnen dafür. In dieser Zeit der Untreue ist das ein Trost.“

Mit einer Handbewegung entließ er Beide: der Kammerherr machte die unangenehme Bemerkung, daß Se. Majestät ihn keines Blickes gewürdigt habe und kehrte deshalb sehr verstimmt in seine Wohnung zurück. —

Wir wenden uns in Kürze zu dem greisen Oberst zurück. Der Künzel trug schwere Sorge um ihn. Das Ereigniß hatte den Greis so tief erschüttert, daß wohl zu fürchten war, er werde es nicht gleich überwinden. Die Nacht blieb für ihn eine schlaflose — der Künzel hatte ihn zu Bette gebracht und sich den Großvaterstuhl neben sein Lager gerückt, um Nachtwache bei ihm zu halten, denn in dem Zustande hätte er ihn um keinen Preis allein gelassen. Er hatte ihn mit Mühe überredet, ein Brause-

pulver einzunehmen und in der That wies sich auch eine Beruhigung. Das kleine Nachtflämmchen brannte düster, Künzel hatte noch aus Vorsorge einen Vorbau gemacht, daß der Lichtschein ja nicht in die Augen des alten Herrn scheine, die dieser geschlossen hatte. Es herrschte eine Todtenstille im Schlafzimmer, nur das leise Tiktak der Taschenuhr, die gegenüber an der Wand hing, war hörbar. Künzel war recht zufrieden in dem Glauben, sein Herr schlafe, denn allmählig stellten sich bei Dem regelmäßige tiefe Athemzüge ein und die ruhige Körperlage ließ mit größter Wahrscheinlichkeit auf einen stärkenden Schlummer hoffen. Dem war aber nicht so, der alte Herr lag wohl mit geschlossenen Augen und ohne Bewegung da, indeß sein Geist war wach, der spann alle Einzelnheiten des Erlebten noch einmal durch und begann so Manches aus einem andern Gesichtspunkte zu schauen. Das Ereigniß, das ihn so ergriffen hatte, war ein zu wichtiger Stoff für ihn, als daß er ihn nicht von allen Seiten hätte in Betrachtung ziehen sollen. Besonders traten einige Figuren jetzt in der tiefen Ruhe des Nachdenkens schärfer und markiger hervor, als beim Erlebnisse selbst. Das war der Doktor, Regina und der Kammerherr, sein Bruder.

So sehr auch der alte Herr Alles verabscheute, was in irgend einem Zusammenhange mit der Demokratie stand, so war er doch ehrlich genug, selbst seinem Gegner, und für ihn war jetzt der Doktor ein solcher, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Werner erschien ihm in einem weit mil-

deren Lichte. Dem jungen Manne, der seine politische Gesinnung wie seine Neigung zu Regina vor ihm als Geheimniß bewahrt hatte, machte er kein Verbrechen daraus. Die wenigen letzten Augenblicke, wo der Doktor vor ihm gestanden, ohne Scheu und stolz dies Geheimniß bekennend, hatten den alten Herrn halb und halb mit ihm versöhnt, ja, daß er Regina so heiß und inbrünstig liebte, war in Jenes Augen kein Verbrechen und es trug sogar zu der milderen Gesinnung gegen ihn bei; aber eben so fest stand bei ihm der Entschluß, mit dem heutigen Erlebniß diese Liebe für immer getrennt zu haben. Freilich ahnte der Greis, daß dies Reginens Jugendglück stören müsse, daß ein tiefer herber Schmerz die Heiterkeit ihres kindlichen Gemüthes vielleicht für lange, lange Jahre untergraben werde; aber es mußte sein und der Oberst sagte zu sich: Das Leben will Opfer haben. Daß mein Kind solch ein Opfer bringen muß, ich kann und darf es nicht ändern. Die Erinnerung an seinen Bruder, den Kammerherrn, war von jenen unangenehmen Gefühlen begleitet, welche schon früher gegen Jenen in seinem Herzen wurzelten und bei tiefer eingehendem Nachdenken über dessen Theilnahme bei dem ihn so schmerzlich treffenden Ereigniß, war es nicht anders möglich, als daß der Kammerherr ihm in einer sehr verachtungswerthen Stellung erscheinen mußte. Fast glaubte der Oberst in seinem Thun eine tiefversteckte Bosheit zu gewahren; denn der Vorwand, unter welchen Jener seinen unerwarteten Besuch zu vermänteln strebte, wies sich als

eine grobe Täuschung, die Alles, nur keine brüderliche Liebe verrieth. Der Baron Stiefbruder war von Allem, was geschehen sollte, vorher unterrichtet gewesen, fast schien es, als hätte er erwartet, den Oberst als den Hehler eines Verschwörers zu finden und jemehr der Letztere nachsann, desto einleuchtender wurde es ihm, daß er jedenfalls mit dem Collegienrath, welcher einen Tag früher unter der Maske eines Bilderhändlers Eingang in das Haus gefunden, in Verbindung stehe, Alles ein wohldurchdachtes Spiel gewesen sei. Diese Betrachtungen beschäftigten den alten Herrn außerordentlich — wie hätte er unter dem Gewicht solcher ihn empörenden Erkenntniß den Schlummer finden sollen!

Die Mitternacht war schon vorüber, die tiefe Ruhe hatte den Künzel in einen leichten Dusel versenkt. Der alte Herr weckte ihn.

„Na nu, na nu, was ist denn?“ rief der Erwachende auffahrend.

„Ermuntre Er sich, Künzel, und höre Er mich an. Ich muß zu Sr. Majestät den König.“

„Jetzt?“ fragte Künzel ganz wirr.

„Er ist noch im Schlafe, wie ich höre. Morgenden Tages, meine ich. Lege Er mir die Uniform zurecht. Es ist nothwendig, daß ich mich rechtfertige — das bin ich nicht nur mir selber, sondern dem König schuldig.“

„Versteht sich,“ stimmte Künzel bei — „der gnädige

Herr Oberst dürfen nur befehlen, zu welcher Stunde der Wagen vorfahren soll."

„Ich muß zum Hardenfels hinein," fuhr der alte Herr fort, wie mit sich selber sprechend — „der wird am besten wissen, was bei dieser Sache zu thun ist; der Hardenfels ist ein rechtschaffner Kamerad. Um neun Uhr bestelle Er den Wagen, Künzel, und während ich beim Major bin, geht Er zum Doktor Werner."

„Na nu! zum Doktor Werner?"

„Ich bin dem Mann noch das Honorar für seine Kur schuldig, will diese Verbindlichkeit abmachen, es ist besser so."

„Aber der Doktor hat ja noch keine Rechnung gemacht," bemerkte Künzel.

„Darauf zu warten ist nicht nöthig," sagte der Oberst — „ich werde ihm nicht zu wenig schicken. Nur so kann ich jeder Möglichkeit weiteren Verkehrs mit ihm zuvorkommen."

Der Künzel schwieg. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, hätte er diesen Auftrag gern abgelehnt, denn es erschien ihm wie eine Feindseligkeit gegen Regina, die natürlich nichts davon erfahren durfte. Ueberhaupt war der Künzel dem Doktor zugeneigt und es schmerzte ihn, durch diesen Auftrag demselben die wenn auch nicht ausgesprochene Weisung, das Haus des Obersten nicht mehr zu betreten, überbringen zu müssen; indeß gegen die Ordre des alten Herrn war nicht zu appelliren, das wußte er aus Erfahrung.

Als der Morgen dämmerte, schlummerte der Greis ein; die geistige Erschöpfung war zu groß, um dem zugleich hart angegriffenen Körper länger der nothwendigen Erholung entziehen zu können. Aber das tiefe, schwere Aufathmen der wie von großer Last bedrückten Brust des alten Mannes überzeugte Künzel bald, daß mit der bestimmten Fahrt nach Dresden nichts werden würde. Und so kam es auch. Als der Oberst erwachte, fühlte er sich so schwach und wie an allen Gliedern gelähmt, daß er diesen gefaßten Entschluß von selbst aufgab, dafür Künzel den Auftrag ertheilte, zum Major von Hardenfels sich zu begeben und diesen um Verwendung für eine Audienz des Obersten beim König anzugehen.

Obwohl der Künzel ganz allein in dem bequemen Wagen, den der Oberst gewöhnlich gegen Bezahlung vom Gastwirth des unten am Elbufer gelegenen Dorfes für eine Fahrt nach Dresden zu miethen pflegte, der Stadt zu fuhr, so fühlte er sich doch so unbehaglich, es lag ihm so centnerschwer auf der Seele, daß er zuweilen wie in Verzweiflung vor sich hinmurmelte: „Herr Gott, wenn wir das nur schon glücklich hinter uns hätten; aber das ist erst der Anfang vom Unglück, wer weiß, was das Ende bringt."

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Doktors. Als Künzel ausstieg blickte er scheu an dem Hause hinan. Der Doktor war zu Hause, Agnes öffnete Künzeln das Zimmer. Werner lag, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, in einem Stuhle; er hatte nicht gehört, wie Kün-

zel eintrat. Dieser stand eine lange Weile, ohne ihn zu stören, erwartend, er werde sich aufrichten.

„Herr Doktor!“ sagte er zagend.

Werner fuhr erschrocken zusammen und starrte ihn an. „Sie sind es, Künzel?“ fragte er dann, wie erwachend.

„Ja, Herr Doktor, ich komme von Draußen herein und habe Ihnen was abzugeben.“

Der Doktor fragte nicht, was es sei.

Künzel fuhr in großer Verlegenheit fort: „Der gnädige Herr Oberst hat sich erinnert, daß er Ihnen das Honorar noch schuldig sei und mich nun mit demselben zu Ihnen geschickt. Sie werden wohl so gütig sein, mir die Abgabe zu bescheinigen — nicht wahr?“

Der Doktor blieb ganz bewegungslos stehen, die Augen auf das gesiegelte Couvert gerichtet, das ihm Künzel hinhielt. Plötzlich schlug er ein lautes, gellendes Gelächter auf, daß Jener erschrocken zurückfuhr. „O Menschen! Menschen! den Himmel wollt ihr mit Geld erkaufen — ihr habt nichts Höheres, nichts Edleres in euren Seelen, als Geld — das ist euer Gott, eure Seligkeit, euer Glück!“ rief Werner, in Aufwallung des Zornes die Hand Künzels heftig zurückstoßend. „Gehen Sie — nehmen Sie das Geld wieder mit. Sagen Sie Ihrem Herrn, seine Absicht, mich zu demüthigen, wäre ihm vollkommen gelungen. Er hätte nichts Geeigneteres auffinden können, um mir jede Möglichkeit, sein Haus zu betreten, zu rauben. Sagen Sie ihm das!“

Der Doktor rannte wild im Zimmer auf und nieder, er sah blaß, verstört aus.

Der Künzel stand immer noch mit dem gesiegelten Couvert da, es war ihm bange, er wußte nicht, was er thun sollte. Als sich des Doktors Schritte mäßigten und er sich erschöpft von der Aufregung in einen Sessel niederwarf, faßte sich Künzel ein Herz, trat näher zu ihm heran und sagte:

„Herr Doktor, lassen sie mich einmal reden. Wenn ich auch nur ein Bedienter bin, aber weiß Gott, ich habe ein Herz vielleicht besser als mancher Cavalier. Ich will meinem alten Herrn nicht gerade die Brücke treten, aber das muß ich Ihnen sagen, daß Sie ihm sehr Unrecht thun. Von demüthigen ist bei ihm gar keine Rede, das weiß Niemand besser als ich, denn ich kenne ihn seit dreißig Jahren und wenn Sie ihn jetzt sehen sollten, er ist krank und so schwach, daß er das Bett nicht hat verlassen können, würden Sie auch gar nicht dran denken, so etwas von ihm zu glauben. Aber Sie übersehn's ganz, daß er gar nicht anders kann. Denken Sie nur daran, was passirt ist! Sagen Sie einmal ganz aufrichtig, wenn Sie nun so getäuscht worden wären, wie mein Herr, würden Sie's denn so ruhig hinnehmen? Gewiß nicht."

Der Doktor schien ruhiger zu werden.

„Das Geld wollen Sie nicht behalten, ich solls wieder mit nehmen?" fuhr Künzel fort — „das geht gar nicht. Sähe ja grade so aus, als sollte sich der alte Herr damit bezahlt machen für das, was der Herr von Kawilski

oder Bakunin, wie er heißt, bei ihm genossen hat. Der Aerger müßte ja immer tiefer werden und das werden Sie schon um Fräulein Regina wegen nicht wollen, daß der Oberst nachher Gelegenheit hätte, ihr immer vorzuhalten, wie er von Ihnen zu guter Letzt noch so beleidigt worden wäre. Wenn Sie's Geld nicht brauchen können, da lassen Sie's ganz still liegen — 's kommt doch einmal eine Gelegenheit, wo Sie's mit guter Manier wieder an den Mann bringen."

„Haben Sie heute mit Reginen gesprochen, Künzel?" fragte Werner hastig.

„Nein, gesehen habe ich sie nur — das arme Kind hatte recht roth verweinte Augen, that mir in der Seele weh. Wie ich fortfuhr, sah sie mir so sehnsüchtig nach, daß es einen Stein hätte erbarmen können."

Das traf des Doktors Herz tiefer als Alles.

„Wenn Sie glauben, daß Friede zwischen Vater und Tochter werden kann, wenn ich das Geld behalte, so will ich es thun — um Reginens willen."

„Und wenn Sie ihr ein paar Worte wollen mitsagen lassen, Herr Doktor, ich werd's treu bestellen."

Werner hielt die Hand aufs Herz, als müßte er es vor'm Zerspringen bewahren. Er war weich geworden und seine Augen glänzten feucht. Seine jetzt getrennte Liebe zu Reginen erschien ihm wie ein verlornes Paradies, an das alle theuren Erinnerungen ihn fesselten.

„Künzel!" sagte er schmerzlich bewegt — „Sie sind

ein alter Mann, bei Ihnen wallt das Blut nicht so rasch durch die Adern, aber Sie haben ein Herz, das nicht verhärtet ist durch die Jahre und die abnehmende Kraft der Empfindungen. Sie verdammen meine Liebe zu Reginen nicht, ich weiß es und Sie werden als ein rechtschaffner Mann Alles entfernen, was bei dem alten Herrn zwischen uns treten kann. Behüten Sie Regine, sagen Sie ihr, Werner werde nicht von ihr lassen, nie! Sie soll standhaft sein und unsrer Verlobung gedenken — sagen Sie ihr das, Künzel."

Der versprach Alles, dafür mußte der Doktor aber auch einen Empfangschein über das Geld, es waren anderthalb Hundert Thaler, ausstellen. Das wurde ihm freilich schwer, indeß er überwand das Gefühl, als zög er mit dieser Bescheinigung eine nicht mehr zu übersteigende Scheidewand zwischen ihr und sich. Als der Künzel Abschied genommen hatte, fragte ihn Agnes, die ihn hinausließ, nach Reginens Wohlbefinden und ob sie nicht einmal in die Stadt kommen werde.

Aus der Frage entnahm Künzel, daß Agnes ganz in Unkenntniß über das, was draußen geschehen, sei. „Der alte Herr ist nicht recht auf dem Zeuge," gab er zur Antwort — „und mit dem Hereinkommen wird's da wohl nichts werden, obgleich sie zur Hochzeit der Fräulein von Stönsdorf mit dem Herrn Lieutenant Richard von Sonnenberg eingeladen sind."

„Soll die Hochzeit so rasch stattfinden?“ fragte Agnes wie zaghaft.

„Uebermorgen schon — der Kammerherr hat gestern den Herrn Oberst und Fräulein Tochter persönlich dazu eingeladen; aber wie gesagt, es wird wohl nichts daraus werden,“ fügte Künzel hinzu.

Der Künzel war viel zu sehr noch mit der Angelegenheit, die er soeben abgemacht hatte, beschäftigt, um den Eindruck auffällig zu finden, den seine Antwort auf Agnes machte. Er grüßte sie und eilte fort.

Agnes blieb eine Weile wie erstarrt stehen; der Künzel war schon lange fort, ehe sie sich so weit erholte, daß sie sich dem Eindruck seiner Worte entriß und in ihr Stübchen ging.

„So eilig?“ sagte sie zu sich — „so eilig?“ wiederholte sie mehremals — in diesen beiden Worten lag die ganze Summe der Ueberraschung, die auf sie einstürmte.

Mit Agnes war seit einer Woche eine fast sichtbare Veränderung vorgegangen. Ihr sonst so klarer, entschiedner Geist wies sich gestört, sie war zerstreut, träumerisch, oft dem Alltagsleben und seiner, wenn auch zuweilen unter andern Formen wiederkehrenden Beschäftigungen gänzlich entrückt. Ihr Vater hatte bereits diese Bemerkung gemacht und sie gegen Julius ausgesprochen. Der beobachtete Agnes und redete deshalb mit ihr; aber er gewann kein Resultat aus dieser Unterredung. Agnes sagte zu ihm: „Das wird vergehen, ehe ich Braut werde.“

Julius verstand den bittern Scherz nicht, er ahnte nicht im entferntesten, daß diese scheinbar in guter Laune hingeworfenen Worte eine Maske für den tiefen Schmerz eines todtwunden Herzens waren.

Agnes neigte sich zu einem Tiefsinn, aus dem sie sich selbst mit Mühe nur aufraffen konnte, welcher sie wie ein böser Geist fest umfangen hielt und sich mit geheimnißvoller Macht an jeden ihrer Gedanken drängte. In diesem Zustand, der ihr Gemüth für die sie umgebenden Außendinge gleichgiltig machte, gab sie sich jenen Träumereien hin, welche ihre getrübte Phantasie aus sich selber entwickelte. Die Bilder und Visionen, die sie ängsteten, wurden zugleich ein Wohlgefühl für sie, denn der Schmerz, die Nachtseite der Freude, theilt mit der letzteren dieselbe Anziehungskraft, welche so sehr Herz und Gemüth des Menschen zu fesseln weiß. Aus dieser Anziehungskraft entspringt jene unwillkürliche Neigung, sich geistig in eine Ideenwelt zu versetzen und zugleich der erste Uebergang zum Wahnsinn. Agnes hatte Stunden, in denen sie in Träumereien schwelgte, das gebrochene Herz findet in dergleichen schmerzlichen Phantasieen eine Seligkeit, welche es schnell dem wirklichen Leben entfremdet. Dieser Zustand der Unnatur drückte seine Spur auch in ihrem Aeußeren aus. Es lag etwas Scheues, Unheimliches in ihren Augen, der sonst so freie, fast stolze, von innrer Lebensgluth gehobene Blick trug jenes Merkmal des Verschwimmens, der Unklarheit, welches bei Tiefsinnigen unser Mitleid er-

regt, ihre Gesichtsfarbe war etwas gebleicht. Agnes fühlte die Gefahr, der sie entgegenging, aber die Träume ihres Schmerzes wirkten schon so ergreifend, sie waren ihr bereits zur lieben Gewohnheit geworden, daß sie sich ihnen nicht mehr entreißen konnte. Die ihr von Künzel mitgetheilte Nachricht glich einem Riß, der ihre fremde Welt um so härter traf, als sie solch eine Ueberraschung nicht geahnt hatte. Alle Ideen wichen vor der einen sie jetzt bewegenden, ihr Recht zu beanspruchen — dieselbe kräftige Entschiedenheit, welche früher sie bei der geringsten Handlung auszeichnete, trat jetzt vor und sie sagte zu sich: „Das ist mein Recht, ich muß es vertheidigen — Niemand darf es mir entreißen.“

Während sie sich ankleidete, um den wichtigen Gang zu gehen, legte sich ganz unvermerkt wieder das träumerische Wesen gleich einer Hülle um sie. Auf dem Fenster standen ein paar Myrthenstöcke, sie betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und zählte die kleinen Knospenansätze.

„Ich werde sie bald brauchen,“ sagte sie zu sich — „denn nun werde ich seine Gemahlin und wer soll mir's dann wehren, eine Myrthenkrone zu tragen?“ Der Gedanke machte ihr so viel Vergnügen, daß sie ganz vergaß, wie für sie die Myrthe abgeblüht sei. Sie kleidete sich mit größter Sorgfalt, dann trat sie vor den Spiegel — sie freute sich über ihr Aeußeres; die Täuschung, daß ihr ihr Recht werden müsse, stand ihr so lebhaft vor der Seele, daß sie gar keinen Zweifel an der Möglichkeit in sich hatte. Ehe sie aus dem Stübchen ging, steckte sie noch ein mit grü-

nem Seidenband zusammengebundenes Päckchen kleiner Billets zu sich.

Ihr Vater, der schon einige Tage fieberleidend war und deshalb das Haus hütete, begegnete ihr im Vorhause, als sie eben die Wohnung verlassen wollte.

„Wo soll's denn hingehen, Agnes?" fragte er.

„O, ein sehr wichtiger Gang, Vater — halten Sie mich nicht auf, ich habe nothwendig."

Der alte Werner war nicht wenig erstaunt, indeß, nicht gewöhnt, seiner Tochter Thun ängstlich zu bewachen, sagte er nur zu sich: „Was hat nur das Mädchen seit einiger Zeit — 's ist mir ordentlich räthselhaft."

Die Gedanken an Agnes wurden indeß bald verscheucht, denn der Doktor, vollkommen zum Ausgehen gekleidet, kam und erzählte ihm das Ereigniß des gestrigen Abends auf dem Weinberge des Obersten.

„Hat denn der Satan überall seine Spione!" rief der alte Professionist in Aufwallung.

Der Doktor sagte ernst: „Treffe ich den Nichtswürdigen, werde ich vollgültige Abrechnung mit ihm halten. nicht nur Bakunin hat er verrathen, auch mich."

Der alte Werner erfuhr bei dieser Gelegenheit, was er allerdings geahnt hatte, die Liebe seines Sohnes zu des Obersten Tochter und wenn er es auch nicht offen aussprach, wie lieb ihm die Störung eines Verhältnisses sei, welches in seinen Augen als ein ganz unnatürliches erschien, so gab er sich doch einer Freude hin, die, da er

Verstellung nicht kannte, in seinen Mienen einen Ausdruck fand, welcher den Doktor tief verletzte.

Auf dessen Frage, was ihn so unerwartet heiter mache, gab er zur Antwort:

„Weil du unsrer heiligen Sache heute neugeboren bist. Ja, Julius, es hat tief an meinem Herzen genagt, daß ich sehen mußte, wie du in letzter Zeit abtrünnig geworden bist, nicht mehr unsern Clubb frequentirst, wenn Du gleich immer noch das Bindeglied zwischen Herrn Bakunin und uns bliebst, doch nicht mehr der von dem großen Zwecke seiner Partei durchdrungene Demokrat warst. Eine Sirene hatte Dich verlockt und es mußte ein solcher Schlag kommen, damit Du sähest, was Du von Deinen hochgebornen Freunden zu erwarten hättest. Sie haben dich abgelohnt und somit jede weitere Verbindung zwischen sich und Dir faktisch aufgehoben. Oder wärst du verblendet genug, die so schnell erfolgende Honorarzusendung anders zu deuten?“

Der Doktor war nicht im Stande, dieser Behauptung zu widersprechen; sie war zu wahr, um in Abrede gestellt werden zu können. Regina hatte keinen Theil an dieser ihn so tief verletzenden Handlung, das wußte Werner, aber sie empörte ihn darum nicht minder, weil sie ihm jede Aussicht auf ihren Besitz niederschlug. Selten ließ er sich zur Leidenschaftlichkeit hinreißen, aber jetzt, wo sein innerstes Leben gleichsam mit frevelnder Hand erschüttert worden, wo vor ihm alles versank, was ihm heilig und

theuer war, wo der Schlag nicht seine Gegenwart allein, sondern auch seine Zukunft am empfindlichsten traf, jetzt gab er sich dem Ausbruch einer leidenschaftlichen Erregung hin, die in Bezug auf sein sonst so ernstes, besonnenes Wesen den Alten nicht wenig überraschte und ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß nur thatkräftiges Handeln den jungen Mann wieder sich selbst finden lassen könne.

„Ich begreife nicht, warum Du verzagst und Dich der Trennung von dem Mädchen wegen so unglücklich fühlst?“ entgegnete er. „Ist denn jetzt Zeit zur Muthlosigkeit? die Revolution ist vor der Thüre, Alles ist bereit dazu, Alles angeordnet — noch wenige Tage und die Republik hat das Königthum verdrängt. Wo ist dann der Royalist, der es wagen sollte, die Werbung eines Demokraten, eines Republikaners zurückzuweisen? Hältst Du die hochgebornen Herren, die den Mantel nach dem Winde zu drehen wissen, für toll und thöricht genug, sich dem allmächtigen Strome der Zeit zu widersetzen? Sie werden dann eben so sehr, wie sie jetzt unsre Feinde sind, unsre dienstwilligen Freunde werden. Die erkämpfte Republik kann dich zum Ziele Deines Wunsches führen.“

„Vater!“ rief der Doktor — „Sie zeigen mir den Weg zum Himmel durch die Hölle. Bürgerkrieg im Vaterlande — o mein Gott!“ —

„Um eine unheilbare Wunde zu beseitigen, die den ganzen Körper siech und elend macht, trennt der Arzt das kranke Glied von demselben — ist's nicht so? Du bist ja

Arzt, mein Sohn — und auch Christ, um Christus Worte: „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir“ zu kennen,“ entgegnete der Alte.

„Durch die Hölle zum Himmel — aber ich will's, ich will's!“ rief der Doktor — „die Republik soll keinen bessern Kämpfer haben als mich!“

Der Alte schloß ihn in die Arme. „Ich möchte dich dazu segnen,“ sagte er.

Das war eine Stunde der Freude für den alten Professionisten, der in seinem Herzen schon lange die Furcht gehegt, auch dieser Sohn könne der von ihm mit solcher Leidenschaft geliebten, ihm als heilig erscheinenden Volkssache abtrünnig werden. Zwischen Werner dem Vater und seinem Sohne Paul, dem Unteroffizier, war bereis ein gänzlicher Bruch erfolgt, dem Letzteren hatte er das Haus verboten. Das galligte Wesen des alten Mannes, der dem Partheihasse sogar die Vaterliebe zum Opfer brachte, war um so mehr erregt, als er in sich selber die Unmöglichkeit fühlte, thätig, wie es sein heißester Wunsch war, bei dem bevorstehenden und bereits im Geheim bis zum Ausbruch gediehenen Kampfe sich betheiligen zu können.

Es brauchte keines ärztlichen Auges, um in seinem Aeußeren die Merkmale einer weit vorgeschrittenen, tiefbegründeten und zugleich unheilbaren Krankheit zu erkennen, welche, genährt von seinem freude- und friedlosen Treiben, nur des Anstoßes bedurfte, um ihn auf ein vielleicht nur

mit dem Todtbett zu verwechselndes Krankenlager niederzuwerfen.

Der Doktor verließ später die Wohnung; sein Weg führte ihn nach dem Elbberg zu dem Redakteur Wittig. Bakunin hatte glücklich im Abenddunkel dies Asyl erreicht. Custenew war der Gegenstand ihres Gespräches und Bakunin erfuhr, daß man seine Papiere in Beschlag genommen. „Man wird nicht viel gefunden haben," sagte er lachend, „es war fast, als ahnte mir ein solcher Verrath und von diesem Gedanken geleitet, verbrannte ich mehrere Briefschaften, deren Inhalt sich bereits erledigt hatte und glücklicherweise auch einen Brief der Gräfin Monartowska, den ich unter Ihrer Adresse, Werner, erst vor drei Tagen empfangen hatte; Sie werden sich dessen erinnern. Die Gräfin ist also nicht compomittirt, was mich doppelt freut. Es ist möglich, daß sie gestern oder an diesem Morgen wieder hierher zurückgekehrt ist. Ziehen Sie darüber Erkundigungen ein, Werner, und theilen Sie ihr, wenn sie da ist, Alles mit, beruhigen Sie sie zugleich über die Furcht eines Verrathes."

Werner übernahm diesen Auftrag und begab sich in die Wohnung der Gräfin, die in der That erst in der verwichenen Nacht von ihrer Reise nach Prag und Wien zurückgekehrt war.

Als er sie verließ, begegnete er an der Hausthüre Herrn von Rohden, der ihn wieder erkannte und nach sei-

ner Gewohnheit mit der freundschaftlichsten Miene ihn in eine Unterhaltung verflocht.

Rohden war es darum zu thun, um über Agnes etwas zu erfahren, denn nichts ängstete ihn mehr, als die Furcht eines Einspruches von ihrer Seite, zumal sich der Lieutenant erinnert hatte, daß er in einem seiner Billets, deren Besteller Rohden gewesen, dem Mädchen ein Eheversprechen gemacht. Rohden erkannte bald, daß Werner auch keine Sylbe von diesem Verhältnisse wisse, das Mädchen hatte also bis jetzt ein tiefes Schweigen über dasselbe beobachtet und Rohden, obschon sonst nicht sehr stark in Calcüls, da ihm der selbstständige Charakter dazu fehlte, gab sich der Hoffnung hin, Agnes werde auch ins Künftige ein Schweigen darüber gebreitet sein lassen.

„Haben wohl auch einen Patienten in diesem Hause, Herr Doktor?“

„Frau Gräfin Monartowska,“ antwortete Werner, um den Schwätzer los zu werden.

„Wie? sie ist wieder da?“ rief Rohden erstaunt, „das ist das Erste, was ich höre. Doch nicht krank?“

„Nein, ich machte nur einen ärztlichen Erkundigungsbesuch bei ihr.“

Bei Rohden war in der That eine Nothwendigkeit vorhanden, diese Nachricht sogleich dem Baron und Fräulein von Stönsdorf mitzutheilen, er endete daher, nach der Uhr sehend, als erinnere er sich eines noch zu besorgenden wichtigen Geschäftes, diese Unterhaltung, womit der Dok=

tor sehr zufrieden war, und eilte fort. In der That hatte sich Julius Werner in der letzteren Zeit von dem demokratischen Treiben abgewendet, seine Liebe zu Regina füllte sein Herz und ließ alles Andere in den Hintergrund treten, was nicht mit dieser Neigung auf irgend eine Weise in annähernder Verbindung stand. Ja selbst seine Ansichten hatten sich theilweise herabgestimmt; der aufregende Einfluß, der sonst so sehr auf ihn eingewirkt, war gleichsam wie ein trübender Schatten vor dem hellen Lichtstrahle zurückgewichen; der Umgang mit dem ehrwürdigen Greise, dem er Ehrfurcht nicht versagen konnte, milderte die Schärfe seines Urtheils über die Aristokratie und trug viel dazu bei, ihm das Königthum minder hassenswerth darzustellen. Des Doktors Meinung war überhaupt nicht der rothen Republik zugewendet, sein edles Selbst bewahrte ihn vor jener eben so lächerlichen als schändlichen Parteiwuth, die nur im Blute der Gegner ihr Heil sucht; so betrachtete er die zu erringende Republik als „eine freudige Hoffnung für die Zukunft,“ freilich ganz der Ansicht seines Vaters entgegengesetzt. Er hatte sogar Stunden, wo ihm das wilde Treiben seiner Partei anwiderte, ihr Enthusiasmus vertrug sich nicht mit seinem milderen Sinne. Jetzt wo seine Seele aufgeregt war, wo Alles ihm verloren schien, wenn nicht durch eine unerwartete Wendung der Dinge auch für ihn ein Glücksstern aufging, jetzt erst erschien ihm die Republik als eine Helferin, der er sich mit Eifer in die Arme warf. Die Aufregung in der Stadt war groß,

von Stunde zu Stunde wie ein überfüllter Strom sich ausbreitend, erfaßte sie immer mehr und mehr Raum in den Gemüthern. Truppweise standen die Leute der Mittel- und unteren Klassen an den Straßenecken, Redner haranguirten das Volk, alle Bierhäuser waren überfüllt, die unsinnigsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt, und viele Fremde konnte man bemerken, die an diesem Tage sich absichtlich unter die Volkshaufen mischten, diese zum ernsten Auftreten anmahnend.

In wenig Tagen war es Modesache geworden, für Anerkennung der Reichsverfassung zu schreien, die hochtönenden Phrasen einer unklaren Gefühlspolitik betäubten Diejenigen, die wirklich eifrig Deutschlands und vor allen Dingen des engeren Vaterlandes Wohl wollten und rissen sie in den sich immer erweiternden Zauberkreis des Aufruhrs, dem selbst der Himmel günstig war, denn das reizendste warme Wetter, in der Regel die Basis für Revolutionsausbrüche, erleichterte und unterstützte die Bemühungen der Umsturzpartei. Und während in der Menschen Herzen Unfriede und Angst, Furcht und Haß, Eigennütz, Ehrsucht und übelgeleiteter Patriotismus stürmte, während die Schutzgötter des Bürgerglückes weinend von dannen zogen und das wilde Treiben flohen, erschloß die Natur des Maies Blüthenaugen zum herrlichsten Schmuck des Frühlings. Wie kleinlich das Treiben der Menschen und ihrer Leidenschaften und wie wunderbar groß die Herrlichkeit der Natur, die da segnet und erfreut, unbekümmert

um menschliches Thun, still dem allmächtigen Gesetze folgend, wie es ihr gegeben ist seit Millionen Jahren.

Motto: Was ich mir gefallen lasse:
Zuschlagen muß die Masse!
Dann ist sie respektabel;
Urtheilen gelingt ihr miserabel!
Goethe.

Agnes Werner hatte sich bei Fräulein von Stönsdorf melden lassen.

Malwina eilte ihr entgegen, mit der Fröhlichkeit eines glücklichen Kindes, das seine kleinen Herzenswünsche befriedigt sieht.

„Kommen Sie von meiner guten, lieben Regina?“ sagte sie.

„Nein, mein gnädiges Fräulein.“

„O lassen Sie doch das gnädige Fräulein weg,“ scherzte Malwina, „für Sie, die Freundin meiner lieben Regina, bin ich nur Malwina Stönsdorf und gar nicht einmal gnädig, nein, nein, ich habe Sie recht lieb. Sie glauben das nicht, liebe Agnes? Sie sehen mich so erstaunt an, als käme Ihnen das gar nicht möglich vor, daß man Ihnen recht gut sein könnte. Und doch ist es so — ja, ja, es ist so — ich bin Ihnen recht gut.“

Sie führte Agnes in ihr Zimmer.

Die Herzlichkeit Malwinens machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf Agnes und flößte ihr das Gefühl ein, als empfinde sie einen Stoß am Herzen.

Malwina war Braut, das war die Ursache ihrer Se-

ligkeit und diese trat Agnes, sie seltsam ergreifend, jetzt entgegen, gleichsam den starren Frost erschütternd, der ihr Herz, in dem es so trübe und traurig war, umgab. Malwinens Gemüthlichkeit hatte etwas Herzgewinnendes, sie war in der Fülle ihres Herzens fröhlich und kein unedler Gedanke trübte den Spiegel ihrer Seele. Darum fühlte sich auch Regina so sehr zu ihr gezogen, die Aehnlichkeit in Beider Wesen, die Verwandtschaft ihrer Gefühle, die weiche Elasticität ihrer Gemüther verschmolz Beider Neigung zu einander schnell in eine recht innige Freundschaft. Regina aber besaß tiefere Empfindung, vielleicht lag die Ursache in der Einsamkeit ihres väterlichen Besitzthumes, in der Erziehungsweise, die ihr geworden, vielleicht auch darin, daß sie mehr auf sich selbst angewiesen, aus sich selbst heraus Alles schöpfen mußte, was zu ihrer Freude und geistigen Beschäftigung dienen sollte und so ihr Nachdenken schärfte, ihres inneren Auges Sehkraft stärkte und hob, während Malwine, in einer vornehmen Pensionsanstalt gebildet, immer bewunderungswürdig genug, die edlen Anlagen ihres Selbst rein von dem falschen Stolze und allen jenen Makeln, die in solchen Erziehungsanstalten systematisch als Ton anerzogen und eingeprägt werden, bewahrt und nur sich jener Richtung ergeben hatte, welche ohne weiteres Nachdenken und Selbstprüfen, die sich ihr darbietenden Gegenstände der Freude oder des Leids leicht aneignet und eben so leicht über sie hinweghüpft und auch sie vergißt. Agnes dagegen bot das Bild der Kraft, des festen

Willens, einer tiefen Leidenschaftlichkeit, sie war ein gänzlich andres Wesen.

„Ach, jetzt weiß ich, warum Sie mir Ihren Besuch schenken, liebe Agnes!“ rief Malwina, „übermorgen ist meine Vermählung, Sie wollen mir Glück wünschen, Sie wollen die Braut sehen — nicht wahr?“

„Deshalb kam ich,“ antwortete Agnes schwer.

Malwine zog sie zu sich nieder auf's Sopha. „Sie sind so feierlich,“ sagte sie, „es mag wohl recht sein; aber die Freude, die in mir ist, eilt über alles Feierliche hinaus, ich kann es nicht dazu bringen. Die Frau Baronin eifert auch dagegen; aber ich bin nun einmal so. Und wie sollte ich es denn anfangen, meine glückliche Stimmung unter Fesseln zu legen? Das geht nicht so leicht und ich habe auch keinen Willen dazu. Noch zwei Tage Braut, dann Frau — nicht wahr, die Frauen haben mehr Zeit zum Ernstwerden? O warten Sie nur, ich werde in dieser Beziehung der ganzen Damenwelt ein Muster sein.“ Und Malwina lachte so herzlich und klopfte vor Freude in die Hände.

„Sie sind sehr glücklich,“ sagte Agnes. Eine heiße Blutwelle drang bei diesen Worten in ihre Wangen und übergoß sie mit Purpurröthe. Welch eine Situation für sie! Sie erblickte diejenige im Glücke, die unbewußt ihre Feindin war — ihr (Agnes) gehörte dies Glück, dieser Jubel, sie war die Braut und — so unglücklich, so niedergeschmettert, aus allen Himmeln gestoßen! Sie fühlte, wie

es bald siedend heiß wie Lavagluth, bald eisig kalt wie eine Todtenhand an ihr Herz kam — der Blick verschwamm, der Eindruck, den sie empfangen hatte, war zu übermächtig, sie unterlag ihm und sank ohnmächtig an die Lehnkissen zurück.

Als sie wieder die Augen aufschlug, sah sie Malwine beschäftigt, ihr die Stirne mit Eau de Cologne zu reiben, sie erblickte deren Freude, sie wieder der Ohnmacht entrissen zu sehen. Das erschütterte Agnes so sehr, daß sie in einen Thränenstrom ausbrach und an Malwinens Herz sank, sie fest mit den Armen an sich schließend.

„Mein Himmel, was ist Ihnen nur, liebe Agnes?“ fragte diese theilnehmend.

„Ihr Glück macht solchen Eindruck auf mich,“ antwortete Agnes schluchzend.

„Sollte ich denn nicht so glücklich sein.“

Das traf Agnesens Herz — es lag eine Summe des Unglücks für sie in dieser Frage, die sie nicht übersehen konnte. Sie schaute Malwinen lange ins Auge, dann sagte sie leise, kaum hörbar:

„Vielleicht sollten Sie es noch mehr sein.“

Malwine verstand von dieser Seltenheit nichts, sie dachte auch nicht darüber nach, sondern bemühte sich, Agnes wieder heiter zu machen; es schien ihr zu gelingen.

„Wissen Sie wohl, gute Agnes, daß ich Ihnen etwas abzubitten habe?“ scherzte Malwina im Flusse der Unterhaltung, die größtentheils von ihr allein geführt wurde.

„Mir?“ entgegnete Agnes.

„Ja, Ihnen — o ich habe an Ihnen gesündigt, ehe ich Sie noch kannte,“ fuhr Jene lachend fort und erzählte ihr von der Eifersucht, die sie an jenem Abend der Gastdarstellung der Lucilie Grahn gegen sie empfunden. Agnes blickte zu Boden, sie schwieg darauf. Diese Erinnerung rüttelte gewaltsam an ihrem Herzen. Malwine schlug ihr vor, sie nach dem Gemache zu begleiten, wo ihre Ausstattung zur Schau für die der Familie Sonnenberg befreundeten Damen arrangirt sei. Agnes begleitete sie, sie mußten durch den kleinen Salon, der zu den Besuchen, welche eben der bevorstehenden Vermählung wegen die Familie an diesen Tagen zahlreich empfing, aufs Prächtigste mit den seltensten Gewächsen dekorirt war. Ein feiner aromatischer Duft durchdrang den Raum, aus einem hinsichtlich der Form den etrurischen Urnen nachgeahmten Gefäß von glänzendem Metall stiegen kleine blaue Wölkchen auf. Die Form des Gefäßes verbarg ein Becken glühender Kohlen, auf denen feines Räucherwerk sich langsam in Dunst auflös'te. Ein nebenanstoßendes Gemach bewahrte die Ausstattung Malwinens.

Agnes befand sich in einem großen Zwiespalt mit sich selbst. Sollte sie das Glück, welches so lebhaft aus Malwinens ganzem Wesen sprach, mit rauhem Wort stören? Sie zitterte bei dem Gedanken an diese Nothwendigkeit, es hieß den Himmel der Glücklichen in eine Hölle verwandeln — und doch war sie deshalb hierher gekommen. Das dünne

Päckchen Briefe, welches sie in ihrem Busen verbarg, schien mit jeder Minute glühender zu werden, brannte ihr auf dem Herzen.

Malwine gerieth wie ein Kind, das beim Anblick schönen Spielzeuges außer sich vor Freude ist und Alles um sich her vergißt, bei dem Anblick ihrer in der That kostbaren Ausstattung in einen wahrhaften Jubel. Mit geschwätziger Laune erklärte sie Agnesen Alles. In diesem Moment regte sich der Dämon in dem Herzen der Letztern, der Gedanke, das Glück Malwinens mit einem Worte enden zu können, ward mit Blitzesschnelle zur Wollust, die sie fast plötzlich ganz und gar beherrschte. Die Hand krampfhaft auf die Stelle gedrückt, wo die Briefe an ihrem Busen verborgen ruhten, holte sie tief Athem, ihre Augen brannten von unheimlichem Feuer — eben wollte sie den Schlag fallen lassen, der Malwinens Glück zermalmen sollte, als eine Stimme durch den Salon den Namen der Letzteren rief.

„Das ist mein Richard!" mit diesem Ausrufe der Freude eilte Malwine, Agnes in dem Gemache zurücklassend, in den Salon.

Richard! der Name durchbohrte Agnes, sie mußte sich an einer Stuhllehne halten, denn sie schwankte. Aber nur für wenige Sekunden unterlag sie dieser Schwäche, dann raffte sie sich gewaltsam auf und trat auf die Schwelle des Salons. Der Anblick, der sich ihr bot, war vollkommen geeignet, jene Willensenergie, die bei ihr sonst den

Typus ihres Wesens ausmachte und der glücklichen Nebenbuhlerin gegenüber so schwankend und herabgestimmt worden war, nun in ihr aufzurufen. Malwine hing in Richards Arm, er hatte sie umschlungen.

Sie standen etwas abgewendet von dem Gemache, wo sich Agnes befand.

Eine Wendung Richards und — er erblickte sie. Erschrocken fuhr er zurück, Malwina aus seinem Arme lassend. Die wußte nicht, weshalb er so zurückschreckte. Sie war zu fröhlich, um so leicht aus dieser glücklichen Stimmung gerissen werden zu können, Alles was ihre Heiterkeit nur leise berührte, glich einem Funken, der eine Mine explodiren macht. Malwina gab sich einem herzlichen Gelächter hin und rief Agnes zu:

„Sie können stolz sein, liebe Agnes, ein Ritter hochgeehrt flieht vor Ihnen.“

Hätte Malwine die stumme Sprache der Gesichtszüge verstanden, sie würde mehr als Schreck in denen Richards entdeckt haben, das Verbrechen an Agnes und dessen Entdeckung — Beides stand jetzt vor seinen Augen und schlug ihn mit Entsetzen. Agnes' letzten Worte: „Verlaß Dich darauf, so lange ich lebe, bleibe ich Dein Gespenst!“ traten in ihrer Erscheinung verkörpert vor ihn hin. Weshalb konnte sie sich hier befinden, als um ihr Recht zu fordern, um ihre Drohung wahr zu machen? Seine Frivolität erbleichte vor dieser Wahrheit und ihren Folgen. Ein Bedienter der Baronin meldete Malwinen,

daß die Putzhändlerin bei der gnädigen Frau sei und diese ihre Gegenwart auf einige Minnten wünsche.

„Mama darf nicht warten,“ sagte Malwina und bat Richard, Fräulein Agnes Werner zu unterhalten, sie werde bald wieder da sein.

Richard und Agnes waren nun allein, einander fern stehend, aber die Blicke fest und unverwandt auf einander geheftet, gleich zwei Gladiatoren, von denen Jeder eine Blöße seines Gegners zu erspähen strebt. Richard fühlte die Nothwendigktit, es zu einer Entscheidung zu bringen — dieser Zustand der Ungewißheit war peinlich, weil die Furcht vor einem Eklat im Hintergrunde lauerte. Er suchte sich zu ermannen und wenn auch der Muth und die damit verbundene Gleichgültigkeit, welche er zu zeigen für geeignet fand, nur ein von Nothwendigkeit hervorgerufener Schein war, so glaubte er doch Agnes dadurch zu imponiren, sie einzuschüchtern. Er trat Agnes einige Schritte näher.

„Was führt Dich her?“ fragte er.

„Frage Dein Gewissen,“ antwortete Agnes.

„Mein Gewissen macht mir allerdings Vorwürfe über einen Leichtsinn, der aber immer eine Entschuldigung für sich hat.“

„Ich kenne keine.“

„Weil Du vergißt, daß Du selbst diese Entschuldigung bist.“

„Ich?“ entgegnete Agnes.

„Gehörte zu einem Geheimniß, wie das unsere war, nur mein Wille?“ fragte Richard mit Spott.

Agnes schwieg.

„Du willst mein Gespenst sein, wie Du mir drohtest,“ fuhr Jener mit dem leichten Tone fort, der eingelernt in dem trostlosen Umgange mit Männern, die längst alles Glaubens an Tugend baar, so tief verletzend auf jedes Gemüth wirkt — „nun, versuche diese Rolle. Ich wette, die des liebeglühenden Mädchens gelang Dir besser; aber es scheint Dir jetzt Freude zu machen, Dich vor den Augen der Welt zu entehren.“

„Um Entehrung zu verhindern, kam ich her,“ sprach Agnes, nun in den Salon tretend — „ich wollte sehen, wie Dein Glück zerfällt.“ —

„Und was hoffst Du davon?“

„Niemand hat Anspruch auf den Namen, Deine Gemahlin zu heißen, als ich!“

„Wahnsinn spricht aus Dir!“ rief Richard.

„Du hast ihn heraufbeschworen und nun auch zu fürchten.“ —

Eine Pause folgte.

Richard war unschlüssig, welche Saite er anschlagen sollte, um Agnes umzustimmen. Nach einer Weile hob er an: „Ich hätte nie für möglich gehalten, daß wir je einander so gegenübertreten würden. Deine Liebe war also nur eine verhüllte Ehrsucht? Sie tritt jetzt ohne Maske hervor, weil Du Deinen Plan scheitern siehst.

Wäre es wahre Liebe gewesen, Du hättest den Vorschlag nicht von der Hand gewiesen, durch den ich Dich mir zu erhalten, durch den ich Dich vor jedem Hohne der Welt zu bewahren suchte. Du würdest dann die Verbindung, welche ich der Standesverhältnisse willen schließen muß, nicht als eine Scheidewand zwischen uns betrachtet, Du würdest an unserm Geheimniß als an einem stillen, verschwiegenen Glücke fest gehalten haben.“

„Ich bin nicht so tief gesunken, um solch' ein Verbrechen, wenn es auch vor den Augen der Welt verschleiert bliebe, zu begehen,“ antwortete Agnes sich hoch aufrichtend, „ich konnte lieben, mit allen Kräften meines Herzens mich einer Täuschung hingeben, die berauschend durch alle meine Adern puls'te, ich konnte Dir als Geliebte angehören; aber nie als Buhlerin, nie als Tochter der Schande. Beging ich einen Fehltritt, so entsprang er dem heißen Drange des Herzens, ich sündigte aus Liebe. Jetzt aber erst erkenne ich, wie verächtlich Du bist, Du täuschtest mich absichtlich, dafür enttäusche ich Die, welche Dein Weib werden soll. Nicht ich allein will mit Worten gegen Dich zeugen, Deine eigne Treulosigkeit wird das Band zwischen Dir und Malwinen zerreißen. Hier sind die Beweise!“

Sie zog das Briefpäckchen aus dem Busen und hielt es in hocherhobener Hand vor seine Augen.

„Das wolltest Du?“ fragte Richard und sein Auge

war nach den Briefen in ihrer Hand gerichtet, „das wolltest Du wirklich?“

„Ich will!“ entgegnete Agnes.

In diesem Augenblicke sprang Richard auf sie zu, seine Hand nach ihrer hochemporgehobenen streckend.

Agnes stieß einen Laut des Schreckens aus, sie entzog sich ihm mit einer schnellen Wendung, ihre mit einem Schwunge rasch zur Seite geschleuderte Hand ließ aber das dünne, glatte Päcktchen Briefe fahren, es flog in einem Bogen hinter ihr zur Seite, sie sah nicht wohin? Aber Richard sah es und um sie von jedem Versuche, sich des Verlornen wieder zu bemächtigen, abzuhalten, umfaßte er sie und hielt sie fest.

Eine augenblickliche Pause folgte.

„Vergiß Alles!“ sagte er zu ihr, „und ich bleibe Dein Freund!“

Agnes stieß ihn von sich. Sie fühlte das Päcktchen nicht mehr in ihren Fingern. Ihr Blick flog angstvoll durch den Raum — plötzlich loderte eine helle Flamme aus dem Räuchergefäß empor und versank fast eben so schnell, als sie sich zeigte.

„Suche die Beweise meiner Schuld in der Kohlengluth!“ sagte Richard.

Agnes schien plötzlich alles Leben zu verlieren, sie stand bewegungslos — dann stürzte sie nach dem Gefäße hin, ein grauer Qualm entstieg demselben, das grüne Seidenband, mit dem die Billets umschlungen gewesen,

glimmte. Mit einem Aufschrei sank sie, das Gefäß mit den Händen erfassend und es mit sich reißend, zu Boden, die glühenden Kohlen sengten ihre Kleider, sie selbst lag bewußtlos. Richard entriß sie der Gefahr zu verbrennen und mit dem schleunig herbeigerufenen Beistande eines Dieners brachte er sie in eins der Nebengemächer auf ein Sopha.

Richard hatte durch diesen Zufall alle Fassung verloren, er empfand in diesem Augenblicke eine tiefe Reue und Mitleid mit der Unglücklichen, zu deren Beistand der Diener die Jungfer Malwinens herbeirief. Malwine kam von der Baronin zurück, voller Freude und Jubel — der Schreck über das Geschehene schlug ihre glückliche Heiterkeit schnell nieder.

Richard war noch so verstört, daß er mit Mühe eine Ausrede erfand für Malwinens Frage, wie sich das begeben habe? er sagte, es müsse eine Anwandlung von Ohnmacht gewesen sein, welche Fräulein Agnes, die sich, während er an's Fenster getreten, die Saaldekoration besehen, in diesen unglücklichen Zustand versetzt habe — der harte Fall hätte ihn erst aufmerksam auf sie gemacht.

Das klang so natürlich — Agnes hatte schon vorhin eine Anwandlung von Ohnmacht gehabt, Malwine fand auch die Verstörtheit ihres Bräutigams über dies Ereigniß folgerecht.

Es bedurfte diesmal angestrengter Bemühung, um Agnes zum Bewußtsein zu bringen und der Erfolg dieser

Bemühung war für Malwina ein erschreckender. Agnes' Blicke wanderten stier von einem Gegenstand zum andern, ihr Geist war nur mit dem Erlebniß beschäftigt, sie sprach vom Feuer, von ihrem Herzen — ihre Reden waren wirr, unzusammenhängend. Die körperliche Kraft kehrte wieder, aber das Ereigniß hatte ihren Geist gestört, sie schien nicht zu wissen, wo sie sich befand. Richard hatte mit der Angst eines Verdammten im Salon geharrt, während der Diener die Brandflecke in dem gebohnten Fußboden mit einem Teppich überbreitete und jede Spur des Geschehenen zu verbergen strebte — er hörte die wirren Reden, welche Agnes im Nebengemache führte und vernahm auch den freundlichen Zuspruch, den Malwina an die Aermste richtete und er zitterte unter dem Eindruck, der ihm wurde.

Mehrere Damen wurden angemeldet, der Diener rief Malwinen zu deren Empfange.

„Ach, Richard," sagte sie, in den Salon tretend und sich an ihn anschmiegend, „wie hat mich der Zustand dieser Aermsten erschüttert! sie redet irr, und Malchen meint, ein tiefer Liebesgram scheine ihr Herz getroffen zu haben, denn aus ihren Reden leuchte so etwas hervor. Was gäbe ich darum, wenn nicht jetzt diese Visite mich in Anspruch nähme! Eine Braut soll heiter sein und das Erlebniß hat mich im tiefsten Herzen bewegt — man wird mich triste finden, fürchte ich."

Als diese Visite geendet war, berichtete Malwinens Jungfer: „Fräulein Werner habe sich nicht halten lassen

und wäre unter vielen wirr durcheinander sich kreuzenden Reden fortgegangen, der Diener sei ihr ein Stück Weges nachgegangen, weil sie der Meinung gewesen, Fräulein Werner sei geisteskrank und es könne ihr ein Unglück geschehen, indeß er habe bald die Nachricht zu Hause gebracht, sie sei wie jeder andere gescheidte Mensch durch die Gassen geeilt und auf dem Neumarkt ihm endlich aus den Augen gekommen."

In der That wies sich Malwine durch diesen Vorfall sehr gestört, auch Richard konnte nur mit Mühe die Unruhe niederkämpfen, welche er vergebens durch die der Frivolität stets zu Gebote stehende Philosophie bei sich zu verwischen strebte. Wie auf Verabredung schwiegen Beide gegen den Baron und seine Gemahlin von diesem Vorfalle. Die beiden Letzteren hatten durch Herrn von Rohden das Vergnügen, die Nachricht von der Rückkunft der Gräfin zu empfangen und beschlossen, derselben sogleich eine Einladungskarte zur Vermählungsfeier Richards und Malwinens zu übersenden. Herr von Rohden erfuhr zufällig durch den Diener, daß Agnes Werner da gewesen, Richard hatte gegen ihn davon geschwiegen. Das war dem Ersteren um so auffälliger, als er den Lieutenant ganz gegen sonstige Gewohnheit niedergedrückt erblickte. Rohdens Neugier, was dieser Besuch bezweckt habe und ob er mit der ungewöhnlichen Stimmung Richards in Verbindung stehe, wurde endlich erfüllt, als Letzterer ihn beauftragte, Erkundigung über Agnes einzuziehen. Welch'

eine niedrige Seele Rohden eigentlich war, stellte sich jetzt heraus, nachdem ihn Richard von dem Vorgange unterrichtet hatte. All' sein Fürchten und somit seine Tugend, denn nur aus Furcht erschien er tugendhaft, verschwand, als er die Ueberzeugung hatte, die schriftlichen Beweise eines engeren Verhältnisses zwischen Richard und Agnes wären vernichtet. Jetzt wollte er den Lieutenant ermuthigen, sich über die Gewissensbisse zu erheben, die ihn beunruhigten.

„Lassen Sie mich," sagte dieser ernst, „ich bedarf Ihrer Philosophie nicht, um darin eine Beschwichtigung aufzufinden. Ziehen Sie mich nicht zur Gemeinheit herab, daß ich mir selbst vorwerfen müßte, ein muthloser Frevler zu sein, den die Ohnmacht seines Opfers stolz macht. Agnes hat einen Theil meines Herzens mitgenommen, und für den andern Theil ließ sie mir eine tiefe, durch nichts zu verwischende Schaam zurück."

Rohden begriff diese Stimmung nicht; nach seiner Einsicht hatte sich Alles durch den köstlichsten Zufall von der Welt so brillant arrangirt und jede Besorgniß war beseitigt und doch erhob dieser Sieg den Betheiligten nicht, im Gegentheil, er drückte ihn nieder und raubte ihm den Muth der Frivolität.

Die Rückkehr der Gräfin Monartowska war für den Baron Stiefvater ein wichtiges Ereigniß, indem er sich entschlossen hatte, nichts zu unterlassen, was diese zu einer Versöhnung mit der Familie stimmen könne. Für heute

eine Einladungskarte und zugleich die Ansage, daß Malwina ihr morgen Nachmittag eine Visite abstatten würde. Wenn je der Baron eine geheime Freude recht tief empfunden hatte, so war es in dem Augenblick, als Doktor Werner dem Collegienrath Custenew in Gegenwart der übrigen Herren mit dürren Worten eine Lektion gegeben, die diesen zum Gegenstand der Verachtung machte. Diese Schadenfreude des Barons, aus seinem Aerger über Custenew als dem Urheber der Spaltung zwischen ihm und der Gräfin entspringend, war nur die folgerechte Abneigung, welche Jeder gegen einen Spion hegt. Der Collegienrath war bei dem Baron bedeutend im Ansehen gesunken, wie mißlungene Pläne überhaupt auf den, der sie ausführt, allen Makel werfen. Ganz anders würde die Ansicht des Barons in Beziehung auf Custenew sich gewendet haben, wenn unter den Papieren Bakunins sich irgend eine Andeutung von einer Verbindung desselben mit der Gräfin vorgefunden hätte. So sehr auch in einer Weise das Resultat des gestrigen Abends dem Baron entsprach, insofern es ein Streich gegen den Obersten war, den er dadurch gedemüthigt sah, eben so sehr lag es ihm am Herzen, den üblen Eindruck, welchen sein Zweifel in Bezug auf die Schuldlosigkeit desselben dem Könige gegenüber hervorgebracht hatte, möglichst zu verwischen und dies konnte nur durch irgend eine Handlung der Brüderlichkeit geschehen. Der Baron hatte sich über den Eindruck, den sein Zweifel auf den König bewirken würde, arg getäuscht;

er war von der Ansicht ausgegangen, daß die Aufregung, in die der Monarch durch die Zeitumstände versetzt sei, einen guten Boden für jede Verdächtigung bieten werde und da dies gänzlich mißlang, der König ihm sogar die Verachtung merken ließ, welche er, ein edles Herz, gegen Verläumder hegte, so ging des Barons Streben nun dahin, auf irgend etwas zu denken, was ihn in ein vortheilhafteres Licht bei dem Monarchen bringen könnte.

Herr von Rohden erhielt am nächsten Morgen den Auftrag, zu dem Obersten hinauszureiten und demselben eine Audienz bei dem König als eine unerläßliche Nothwendigkeit vorzuschlagen, der Kammerherr wollte für die Gewährung dieser Bitte bei Sr. Majestät sich verwenden.

Schon Mittags kehrte Rohden zurück mit der Antwort des Obersten. Der alte Herr fühlte sich wieder etwas besser und nahm den ihm gemachten Vorschlag an, da Künzel den Major von Hardenfels bettlägerig gefunden und mithin unfähig, in seines alten Kriegskameraden Interesse zu wirken. Von einem Hereinkommen des Obersten und seiner Tochter zur Vermählung Richards mit Fräulein von Stönsdorf war keine Rede, da der alte Herr selbst noch sehr schwach und angegriffen sich fühlte und Regina den Vorschlag des Vaters, der Vermählungsfeier allein beizuwohnen, entschieden ablehnte. Wie schmerzlich wäre für Regina der Anblick der glücklichen, vermählten Freundin gewesen, während sie selbst so tiefes Weh im Herzen trug!

Der Entschluß des Kammerherrn, heute noch den Kö-

nig um eine Audienz für den Obersten anzugehen, wurde durch die sich fast überstürzenden Ereignisse dieses Tages vereitelt.

Niemand dachte mehr an ein friedliches Geschäft. Aus dem Innern der Stadt hallte dumpfer Trommelschall, die Bürgerbataillone sammelten sich. Von der Brücke her, auf dem Freiplatz, wuchs der Volkshaufe von Minute zu Minute. Noch war nichts geschehen. Deputationen der Stadtbehörden und der Bürgerwehr eilten in's Schloß und kehrten mit trostlosen Gesichtern zurück, unten in der Schloßgasse und auf dem Freiplatze steigerten diese Nachrichten die Wuth der Menge.

„Der König verweigert die Anerkennung der Reichsverfassung, es soll kein einiges Deutschland zu Stande kommen!“ So läuft's von Munde zu Munde und wildes Geschrei steigt periodenweise wie keuchende Windstöße aus eines Vulkans Bauch in die Lüfte.

Abgespannt und erschüttert kehrt der König in sein Zimmer zurück. Nur der Geheimrath von Minkwitz ist bei ihm. Während der Erstere sich im Zustande großer Erregung in einen Fauteuil niedergelassen, steht der greise Geheimrath hinter einer vielfaltig herabhängenden Fenstergardine und wirft den erschrockenen Blick spähend auf die unten immer wachsende Volksmenge.

„Mein Gott!“ ruft er plötzlich.

„Was ist?“ ruft der König rasch.

„Man muß Jemand durch den Salon nach Ew.

Majestät Zimmer kommen sehen, man deutet herauf .... ein paar Kerle, wie Räuber von Aussehen, schwingen dicke Knüppel über den Köpfen .... jetzt .... "

Kaum eine Sekunde nach den letzten Worten des Geheimraths erdröhnen die hohen Fenster von gewaltiger Erschütterung, klirrend prasseln die Scheiben auf den Fußboden nieder. Zwei furchtbar dicke Knüppelstöcke, von Riesenfäusten geschleudert, sausen in's Zimmer, dessen Seitenthüre im nämlichen Augenblick geöffnet wird. Die Königin ist es, die das Volk unten durch den Salon eilen gesehen hat und die jetzt zum Tode erschrocken, einer Ohnmacht nahe auf die Schwelle sinkt. Unweit von ihr klirrt ein alter, kostbarer venetianischer Spiegel in Scherben aus seinem Rahmen herab, während der Knüppel, der ihn zertrümmerte, hart und mit furchtbarem Krachen, kaum einige Spannen von der geöffneten Thüre entfernt, zu Boden schlägt, indeß der andere den kleinen Lüstre in des Zimmers Mitte seiner Glasflocken beraubt. Eine Weile hält der Schreck die Dreie gefesselt, die Königin mit dem Körper fast die Wand des Zimmers berührend, flüchtet in ihres Gemahls Arme. Hat der Wurf wirklich ihr gegolten? Von unten kann man nicht die den Salon durcheilenden Personen erkennen, man sieht blos eine Gestalt ohne zu wissen, wer es ist. Die klirrenden Scheiben scheinen dem Pöbel Vergnügen zu machen, er bricht in weithinschallendes Gebrüll aus.

Mancher ist unter der in Wuth und Zerstörungslust auf-

jauchzenden Menge, dessen in Noth und Kummer lebende Familie die erste Marie des Sachsenlandes Wohlthaten erzeigt hat.

Der König führt seine erhabene Gemahlin in die innern Gemächer des Schlosses.

Vom Zeughause her donnern Kanonenschüsse und Kleingewehrfeuer — Blut ist geflossen, die Sturmglocken heulen ihr grausiges Lied über die Stadt hin, deren Läden und Gewölbe schnell geschlossen, deren Straßenpflaster und Schleußenbohlen sich wie von einem Erdbeben aufgeworfen, von zahllosen Händen zum Bau von Barrikaden zusammengetragen werden.

Die Revolution hat faktisch begonnen.

Der heimliche Clubb, der sich zu nächtlicher Zeit im Röckelschen Hause sonst versammelte, sendet seine Revolutionsapostel aus, geschäftig rennen sie durch die Straßen, die Flamme ist erst im Auflodern, sie muß zum umfassenden Brande geschürt werden. Jetzt erst enthüllt sich das nächtliche Geheimniß. Jeder Theilnehmer ist in seiner Sphäre, die heulende Sturmglocken-Hymne leitet sogar ein Meister der Tonkunst, es ist eine zum Himmel aufstürmende Fuge, die unten auf Erden die Menschen wahnsinnig macht, in wilder, rasender Harmonie wirbeln die Bürgertamboure den Generalmarsch drein. Die Dämonen der Hölle haben ihre Geister der Rache, des Hasses ausgeschickt, in zauberhafter Schnelligkeit entstehen Barrikaden unter ihrer Anordnung. Fremde, niegesehene Gesichter kommen zum Vorschein, sie haben alle ihren bereits

angewiesenen Wirkungskreis. Was geschieht, ist nicht Werk des Zufalls, es ist die Frucht der Ueberlegung, der Vorbereitung. Und wüthendes Geschrei der Rache ras't durch die Straßen, man fährt auf Karren die am Zeughause gefallenen Opfer zur Schau — der Anblick von Blut und Leichen empört, stimmt zur Wuth.

Vor dem Schlosse, auf dem Freiplatze, tobte die Menge um einen halb entkleideten, blutigen Leichnam, den man zur schreckhaften Schaustellung vor die königlichen Fenster legte. Und drinn in einem Gemache ward die Tafel für die königliche Familie servirt — kurzes, trauriges Diner, dessen Wohlgerüche ein bittrer Hohn auf die niedergeschlagene Stimmung der Speisenden waren.

Und wieder erschien eine Deputation der städtischen Behörden, um eine günstigere Antwort vom König zu erwirken, die jedoch nicht erfolgte. Das Gewehrfeuer von der Gegend des Zeughauses her erdröhnte immerfort.

Auf dem Rathhause hatte Tzschirner, die Seele des nächtlichen Clubbs, bereits unter Assistenz vieler größtentheils unbekannter Personen, sich der Autorität des Stadtrathes zu bemächtigen gewußt — das heimliche Werk der Nacht nahte sich raschen Schrittes seinem längstvorbereiteten Ziele.

Die Prinzessinnen Auguste und Amalie, welche für den Nachmittag zum Ausfahren einen Wagen befohlen hatten, waren geflüchtet, selbst ihre Dienerschaft wußte

nichts von diesem glücklich gelungenen Unternehmen und rannte in Angst um ihre Gebieterinnen durcheinander.

Der Abend neigte sich allmählig nieder; es war gegen sieben Uhr, als auf dem Zeughausplatze der Kampf endete. Alle Schloßthore und Pforten waren verrammelt, das Volk hatte sie zu erbrechen gesucht, jedoch diese Mühe blieb ohne Erfolg und würde nur, wenn sie gelungen wäre, ein Blutbad zur Folge gehabt haben, denn die starke militärische Besatzung im Innern stand schlagfertig zur Vertheidigung des Königshauses. Nachdem es in der Stadt ruhiger wurde, ertönte das Appelsignal im Schloßhofe.

Oben an den offenen Fenstern der sogenannten Kunigund'schen Zimmer erschien die Königin mit von Thränen gerötheten Augen, ihr Gesicht war angstbleich, sie war bemüht mit dem Tuche die Augen zu trocknen. In den Kreis der Soldaten aber trat der König, gefolgt von den Ministern und anderen Personen. Eine Todtenstille herrschte in dem weiten Hofe, dessen alterthümliche Bauart an die Zeiten der unumschränkten Fürstenherrschaft erinnert.

„Soldaten!“ sprach der König — „meine Bürger haben mich verlassen — ich will nichts Schlimmes, nichts dem Wohle meines Volkes Nachtheiliges — Gott rufe ich zum Zeugen, daß nie ein Gedanke gegen mein Volk meine Seele befleckt hat. Soldaten! eine Stunde, die zu erleben ich nie geahnet habe, ist jetzt gekommen. Das Gespenst der Republik tobt in der Stadt, meine Bürger, in deren Schooß ich noch gestern vertrauensvoll mein Haupt legte,

sind heute von mir abgefallen — Ihr seid allein mein Schutz — in den Reihen sächsischer Krieger giebt es keinen Verräther an König und Vaterland — Soldaten, Euch vertraue ich — auf Euch verlasse ich mich! Kann ich es?"

„Ja! ja!" ertönte es im in dem weiten Hofraum tausendfach widerhallenden Gebrüll und Aller Hände streckten sich nach ihm hin, in dessen Augen große, schwere Tropfen perlten, dessen Blick hinauf nach der königlichen Frau sich wendete, die tief erschüttert von dieser Scene einer neben ihr stehenden Dame in die Arme sank und laut weinte.

Die Lebehochs auf den König schienen nicht enden zu wollen — es war eine erhabene Feier der Treue und Hingebung. Wer hätte diesem Enthusiasmus Schranken setzen wollen! Niemand — und in hoher Aufregung der Gefühle traten mehrere Soldaten als Redner hervor und riefen ihre Kameraden auf, festzuhalten an der Ehre und der Treue, die, ein schönes Erbe, in den Reihen sächsischer Soldaten stets übergegangen sei von den Veteranen des Heeres auf den immer sich ergänzenden Zuwachs junger Mannschaften.

Dem König zunächst stand ein Unteroffizier, ein kräftiger Mann — seine Worte waren Blitze, die seine Kameraden begeisterten. „Ich danke Ihnen," sagte der König, ihm die Hand reichend — „Sie haben meinem Herzen wohlgethan."

„Majestät, mein Leben gehört Ihrem Dienste,"

Der König blickte ihn aufmerksam an. „Ist mir doch, als hätte ich Sie schon eimal gesehen oder täuscht mich nur eine Aehnlichkeit?“ sagte er.

„Mein Bruder, Doktor Werner, hat die Ehre gehabt, Ew. Majestät durch den Oberst von Sonnenberg ....“

„Ich erinnere mich,“ fiel ihm der Monarch in's Wort und seine Stirn überflog ein Schatten von Trauer und Schreck. Die weiße Camelie mit dem Blutstropfen stand jetzt vor seiner Seele, eine Erinnerung, die in der Gegenwart ihre volle Bedeutung fand, denn Bürgerblut war an diesem Tage geflossen.

„Zu welcher Partei gehört Ihr Bruder?“ fragte der König nach einer Pause.

„Er ist Republikaner,“ war die leise, schüchterne Antwort Pauls.

Des Königs Brust hob sich — der Blutstropfen auf dem glänzend-weißen Blatte der Camelie gewann die Gestalt eines sich zu voller Wahrheit erfüllenden Omens.

„Ihr König ist Ihr Freund,“ sprach er dann gütig — „kann ich es Ihnen dereinst thatsächlich beweisen, so erinnern Sie mich an diese Stunde.“

Unter jauchzenden Hurrahs der Soldaten verließ er den Schloßhof, der wenig Minuten später das Aussehen eines lustigen Bivouaks trug, denn aus den wohlgefüllten Kellern wurden große Fässer Wein herbeigeschafft, die Hofküche spendete reichlichen Imbiß und wer dies Bild des fröhlichen Durcheinanders gesehen hätte, würde sehr gezwei-

felt haben, daß außerhalb dieser Mauern die Revolution lagere.

Und immer tiefer sank der Abend nieder, der Abend des dritten Mai. Eine milde, wonnige Nacht mit hellem, sternleuchtenden Himmel zog heran. Draußen vor der Stadt neigen sich die mit weißem Blüthenschmuck schier überladenen Bäume dem leise, geheimnißvollen Flüstern eines sanften Wests, — in der Stadt ist nur der Ausgang des blutig begonnenen Dramas noch geheimnißvoll, die unter dem Deckmantel des Patriotismus für das große Vaterland Deutschland sich immer noch verhüllende Republik hat ihr nächtliches Geheimniß auf die Bahn der Enthüllung geführt. Während an den Barrikaden Wachtfeuer im Zugwind auseinander blättern, wilde Gestalten auf Strohlagern dabei ruhen und starke Getränke die schlummermüden Volkskämpfer munter erhalten, wird im königlichen Schlosse an die Abreise der königlichen Familie gedacht, der König selbst trägt Gegenstände zum Einpacken herbei, die Mitternachtsstunde findet ihn und die Königin in der kleinen Hauskapelle im Gebet zum Lenker der menschlichen Schicksale. Dann übergeben sich Beide einer kurzen Ruhe von zwei Stunden — der im Osten sich zeigende lichte Anhauch des jungen Tages findet Beide abermals vor dem Altare, es gilt das schmerzvolle Herz zu stärken zur Flucht vom alterthümlichen Ahnenschlosse.

Ein purpurgoldener Lichtstreif zuckt vom Ost aus zum Zenith des Himmelsdomes hinauf, ein Thor nach der

Brücke zu öffnet sich im Schlosse — im Dämmergrau treten mehrere Gestalten aus demselben, sie gehen einzeln, jedes Geräusch vermeidend, die von Kanonen bedeckte Brücke nimmt sie in Schutz, sie wandeln durch schweigende Soldatenreihen — es ist der König und die Seinen, entfliehend den Greueln der Revolution.

Der tiefste Friede lagert über der Landschaft, deren zauberische Schönheit noch vom Dämmergrau verhüllt ist. Jenseits der Brücke am Wiesenthore harrt ein Dampfschiff der Flüchtlinge.

Einzeln, mit größter Vorsicht besteigen sie es, es braus't fort stromaufwärts, ein paar Schüsse vom Elbberg, welche einige dort wachende Insurgenten, Verdächtiges ahnend; ihnen nachsenden, sind ihr Geleite.

Dresden ist ihnen schon aus dem Gesichtskreis, als die Sonne in aller Herrlichkeit aufsteigt und ihr Goldglanz Himmel und Erde verklärt.

Entblößten Hauptes steht der König auf dem Deck, er sieht in das Wunder hinein, welches vor seinen Augen sich in majestätischer Schönheit entfaltet. Unwillkürlich legen sich seine Hände zum Gebet in einander — da donnern Kanonenschüsse von der Stadt her, bei dem lichten West, der über die Wellen hin fährt, tönt auch der traurige Sturmgesang der Glocken von den Thürmen, wenn auch nur schwach, ihnen nach.

Welch schroffe Gegensätze!

Die Geschosse tragen den Tod in die Herzen der Le-

benden, die Glocken rufen zur Blutarbeit und doch liegt ein mild segnender Gotteshauch auf Thal und Höhen, der junge Morgen drückt der blüthengeschmückten Erdenbraut den Weihekuß auf.

Die Königin ist an die Seite ihres erhabenen Gemahls getreten — sie schweigt, sie hat keine Klage mehr; aber die rothgeweinten Augen bezeugen, wie tief sie leide.

Beide horchen in der Richtung der Stadt zu.

„Marie“ — flüstert der König und seine Hände bedecken seine Augen — „dieser Mai bringt mir blutige Blüthen.“

. . . .

. . . .

Zwei Stunden später öffneten sich den Flüchtlingen die Felsenthore des Königsteins.

Ende des zweiten Theils.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.